Garten und Wald.

Kleine Romane

von

August Schrader.

Zweiter Band.

Leipzig,
Hermann Luppe.
1863.

Inhalt.

Der Amnestirte.

I.

Die Heimkehr.

Es war im Herbst. Die fleißigen Landleute brachten die letzten Früchte ein. Die Ernte war seit langer Zeit nicht so ergiebig gewesen, als in diesem Jahre. Speicher, Böden und Keller bargen eine Fülle der herrlichsten Gottesgaben, und darum sah man auch nur fröhliche Gesichter in den Dörfern, auf den Triften und auf den Feldern. Auch der Aermste hatte seinen Theil an dem Segen, den so reichlich der Himmel gespendet; selbst jetzt noch begünstigte er die letzten Arbeiten durch das schönste Wetter. Es war gegen Ende des Octobers mild und warm, die weißen Marienfäden schwebten wie lange Schleier in der klaren Luft und die Vögel sangen munter wie im Sommer.

Die Sonne stand im Zenith, als ein Wanderer sich einem Dorfe näherte, das romantisch am Ufer eines

Flusses lag. Weite Ackerflächen dehnten sich nach allen Richtungen aus. In der Ferne sah man die blauverschleierten Berge, welche wie eine riesige Mauer das überaus fruchtbare Thal begrenzten. Vor diesen Bergen erhoben sich die Thürme einer ansehnlichen Provinzialstadt.

Der Wanderer, der einen leichten Tornister trug, war ungeachtet des Herbstes noch sommerlich gekleidet. Seine schlanke, kräftige Gestalt — er mochte vielleicht dreißig Jahre zählen — hüllte ein viel getragener grauer Twin ein, der bis an den Hals zugeknöpft war. Ein schwarzseidenes Tuch schlang sich nachlässig um den kräftigen Hals. Den schönen Kopf — krauses dunkles Haar und ein voller Bart machten ihn wirklich schön — bedeckte ein brauner Filzhut mit breiter Krämpe. Weite Pantalons von leichtem Stoff umflatterten die Beine des Mannes, der rasch und mit festen Schritten auf dem bestaubten Feldwege wanderte. Sein sonnverbranntes Gesicht mit den großen feurigen Augen blickte bald nach rechts, bald nach links, je nachdem sich Arbeitergruppen auf den Feldern zeigten. Oft auch blieb er stehen, um die wie Ameisen geschäftigen Arbeiter zu betrachten, die, Männer, Frauen und Kinder, ein schönes Bild boten. Leere Wagen kamen, schwer beladene fuhren ab. Ueberall hörte man lautes Singen und Rufen.

„Arbeiten des Friedens!“ murmelte bewegt der Wanderer. „Glücklich die Menschen, die, statt des Gewehrs, den Spaten und die Hacke handhaben. Dort stehen sie in friedlichen Reihen, singend, arbeitend ... ach, es ist doch ein wunderliches Leben!“

Er ging weiter. Nach einer Viertelstunde erreichte er die Gärten des stattlichen Dorfes. Ueber die Zäune herüber hingen die Zweige der Obstbäume, in deren bräunlichen Blättern die Spätfrüchte glänzten. Auf den noch frischgrünen Rasenplätzen weideten Schafe und Ziegen. Einzelne Landleute gingen grüßend vorüber. Dann wandten sie sich und sahen dem Fremden neugierig nach. Dieser durchschritt das Dorf, bis er jenseits die letzten Häuser erreichte, die zerstreut an dem Ufer des Flusses lagen. Die Landschaft zeigte hier neue Reize, ein anderes Bild menschlicher Betriebsamkeit. Rechts erhoben sich die stattlichen Gebäude und die hohen Schornsteine einer Zuckerfabrik, der ersten, die man in dieser Gegend angelegt hatte.

„Wie hat sich die Scholle meiner Heimat verändert!“ rief der Wanderer, der den Blick in das glanzerfüllte Thal schweifen ließ. „Was ist in einem Zeitraume von sechs Jahren geschehen! Neues ist erstanden, Altes verschwunden. Und dort“ — er sah den Fluß hinab — „liegt die Besitzung meines Vaters!“

Rührung übermannte ihn ... er trocknete die Thräne, die über die braune Wange rann. Der starke Mann weinte.

„Guten Tag, Herr!" grüßte eine ärmlich gekleidete Frau, die ein halb nacktes Kind an der Hand führte.

Der Fremde dankte. Mitleidig sah er der Armen in das bleiche, kummervolle Gesicht.

„Seid Ihr krank?" fragte er.

„Ja, Herr, ich habe sehr lange nicht arbeiten können. Das bringt zurück, an den Bettelstab. Hätten nur meine Kinder nicht darben müssen!" fügte die Frau weinend hinzu.

„Wo ist der Vater der Kinder?"

Die Bäuerin brach in ein heftiges Schluchzen aus.

„Er ist todt!" stammelte sie.

„Ich beklage Euch herzlich!"

„In der Fabrik ist er verunglückt."

„Und der Fabrikherr unterstützt die Wittwe des in seinem Dienste Verunglückten nicht?"

Die Frau verneinte es durch ein Zeichen mit dem Kopfe ... sie war so schmerzlich erregt, daß sie nicht reden konnte. Das Kind hatte sich an sie angeschmiegt und weinte mit ihr. Hätte der Fabrikherr die traurige Gruppe gesehen, er würde, wenn sein Herz nicht von Stein, ergriffen gewesen sein.

Der Wanderer zog seinen Lederbeutel und holte die letzte Silbermünze hervor, die ihm nach der weiten Reise geblieben.

„Nehmt, liebe Frau!" sagte er weich. „Für den Augenblick kann ich nicht mehr thun; aber später, vielleicht in einigen Tagen ... Ihr wohnt doch in dem Dorfe?"

„Dort unten am Flusse, in dem letzten Hause. Ach, Herr, nehmen Sie den Dank einer unglücklichen Wittwe, welche darbt und Noth leidet! Gott segne Ihnen tausendfältig, was Sie in dem Augenblicke der höchsten Bedrängniß an mir gethan. Der Hunger ist schrecklich; aber noch schrecklicher ist es, wenn eine Mutter ihre Kinder nach Brod rufen hört und ihnen sagen muß: Wartet, wartet noch ... ich arbeite, sobald ich gesund bin, ich werde verdienen, ich werde mich Tag und Nacht abmühen ..."

„Das ist ein gräßliches Geschick!" rief der Fremde. „Inmitten dieser Fülle darbt eine Familie! Der Himmel ist verschwenderisch mit seinen Gaben, und die Menschen versagen sich unter einander die kleinsten Liebesdienste. Habt Ihr Euch verhaßt gemacht, Frau? habt Ihr Euch etwas zu Schulden kommen lassen?"

Die Wittwe schüttelte weinend das bleiche Haupt Sie gab dem Kinde das kleine Silberstück.

„Lauf', Netti, zum Bäcker und hole Brod! Ich warte hier, bis Du zurückkommst."

Netti, das fünfjährige Mädchen, eilte davon ... sie verschwand zwischen den Hecken der Gärten. Die Mutter schob das zerlumpte Tuch zurück, das ihren Kopf bedeckte. Ihr Haar, in dem sich starke Silberstreifen zeigten, ward sichtbar. Und doch war die Frau noch nicht so alt ... sie mochte in dem Alter des Reisenden stehen, also ungefähr dreißig Jahre zählen. Ihr bleiches, hageres Gesicht war regelmäßig geformt, und verrieth schon ihre Sprache, daß sie eine nicht gewöhnliche Bäuerin sei, so konnte man es noch deutlicher in ihrem ausdrucksvollen Auge lesen, welches Blicke des Dankes auf den großmüthigen Geber richtete.

„Sie fragen," flüsterte sie mit einem schmerzlichen Lächeln, „ob ich mir habe etwas zu Schulden kommen lassen?"

„Diese Frage ist ja zu natürlich," entgegnete der Fremde, der mit steigendem Interesse die Bettlerin betrachtete und bemüht war, seinen Ausspruch zu mildern. „Wir leben hier in einem christlichen Staate, rings prangen Kirchen, in denen man den Gott der Liebe und Barmherzigkeit verehrt, die verordneten Diener des Herrn, die Geistlichen, predigen als erste Christenpflicht die Nächstenliebe ..! Wie ist es möglich, daß man eine

kranke Mutter und ihre Kinder nicht beachtet, daß man sie darben und betteln läßt?"

Die Bettlerin begann bitterlich zu weinen.

„Sie haben Recht!" schluchzte sie. „So muß der Fremde fragen, der die Dinge und Leute unserer Gegend nicht kennt. Ich bin ein aufgedrungenes Glied der Gemeinde, die in der stattlichen Dorfkirche betet."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Dort, jene Stadt ... sie deutete nach den in der blauen Ferne verschwimmenden Thürmen ... ist meine Heimat. Meine Eltern sind längst gestorben ... ich ertheilte Musikunterricht, von dessen Ertrage ich leben konnte."

„Sie? Sie?" rief erstaunt der Reisende.

„Es ging mir gut, man suchte und honorirte mich. Da lernte ich meinen Mann kennen ... wir liebten und heiratheten uns. Mein Mann war aus diesem Dorfe gebürtig, lebte aber in der Stadt und ward geachtet und geehrt. Unser eheliches Glück sollte nach einem halben Jahre schon zerstört werden: mein Mann betheiligte sich an den Versammlungen nach Freiheit strebender Männer, er schloß sich selbst der Deputation an, die man dem König sandte, und führte in der Audienz das Wort. Man hörte ihn gnädig an und entließ die Deputation, die mit den schönsten Hoffnungen zurückkam. Aber bald

wandte sich das Blatt. Man zog den Redner ein, machte ihm als einem gefährlichen Revolutionär den Prozeß und verurtheilte ihn zu zwanzig Jahren Gefängniß. Er ward seiner Gattin entrissen, um dem schrecklichsten aller Loose entgegenzugehen, das einen Menschen treffen kann. Die vornehmen Leute, deren Kinder ich unterrichtete, wollten die Frau des Gefangenen nicht mehr sehen. Man kündigte mir die Lectionen und kümmerte sich weiter nicht um mich. Die Behörde wies mich aus, indem sie das Gesetz vorschützte: Die Frau gehört der Heimat des Mannes an. So mußte ich denn nach diesem Dorfe, Burgfeld, ziehen, wo ich zwar Keinem zur Last fiel, weil ich von meinen Ersparnissen leben konnte, aber doch scheel angesehen wurde. Jahre verflossen und meine Ersparnisse gingen zu Ende. Ich wandte mich mit einem Gnadengesuche an den neuen Minister, der einst der College meines verstorbenen Vaters gewesen war und oft unser Haus besucht hatte ... mein Gesuch blieb unberücksichtigt. Da hörte ich von der Milde der Monarchin. Ich übergab meine beiden Kinder einer Nachbarin und wanderte nach der Residenz. Ach, lieber Herr, mit welch riesengroßen Schwierigkeiten hatte ich zu kämpfen, ehe ich das Ziel erreichte! Die Liebe zu dem gefangenen Gatten, der für seine Kinder hätte schaffen können, wenn er frei gewesen,

stählte meinen Muth. Es gelang mir, mich der Königin zu Füßen zu werfen, ihr meine Noth zu klagen und die selbstgefertigte Bittschrift zu überreichen. Die gute Dame weinte mit mir und versprach Verwendung bei dem hohen Gemahl. Ich ward mit einem Reisegelde entlassen. Nach zwei Monaten klopfte es eines Abends an mein Fenster. Ich öffnete. Da sah ich ein Haupt, dessen Haar ganz kurz geschoren war. Elisabeth! wimmerte eine Stimme.

„Ich stürzte hinaus und führte meinen Mann in das armselige Stübchen, das ich damals bewohnte. Das Wiedersehen versetzte uns in einen Freudentaumel, der uns den erlittenen Jammer vergessen ließ. Aber nun mußten wir an's Erwerben denken. Mein Mann war Buchhalter bei einem Kaufmann gewesen. Er wandte sich an seinen frühern Chef — dieser wies ihn ab. Er fragte hier, er fragte dort an — Niemand wollte sich mit dem Manne einlassen, der aus dem Gefängnisse kam. Wenn ihn die Dorfgemeinde nicht hätte dulden müssen, sie würde ihn ausgewiesen haben. Doch, um kurz zu sein, berichte ich Ihnen nur noch, daß mein armer Mann, von der Noth gezwungen, einen Arbeiterposten in der neuen Zuckerfabrik annahm, wo man der Arbeitskräfte dringend bedurfte. Der Lohn war kärglich, aber wir brauchten nicht zu hungern. Der fleißige Arbeiter gab sich der Hoffnung hin, später Beschäftigung

in dem Comptoir zu finden. Ich nähte und strickte für die wohlhabenden Bauern und erzog meine Kinder. Wir waren zufrieden mit unserer Lage, so ärmlich sie auch war. Einst hatte mein Mann die Nachtarbeit. Fröhlich und wohlgemuth schied er von uns. Wir begleiteten ihn bis hierher, wo wir stehen. Er küßte die Kinder, empfing von mir das Nachtessen, das ich in ein Tuch gewickelt hatte, und ging. Am nächsten Morgen trug man fünf Leichen aus der Zuckerfabrik. Die Arbeiter waren durch Gas erstickt. Ein neuer Apparat, den man in jener Nacht zum ersten Male verwendet hatte, war die Ursache des Unglücks. Das Versehen, das der Factor begangen, mußten fünf Menschen mit dem Leben büßen — unter ihnen befand sich mein Mann. An dem Begräbnißtage der Unglücklichen ward im Lande den sogenannten politischen Verbrechern allgemeine Amnestie verkündet. Schrecken, Schmerz und Gram warfen mich auf das Krankenlager, von dem ich vor einem Monate erstanden bin."

Der Reisende hatte gewaltsam so lange seine Ruhe bewahrt, als die Frau erzählte. Jetzt rief er:

„Wilhelm Diepholz ist todt?"

Die Frau starrte ihn an.

„Haben Sie meinen unglücklichen Mann gekannt?"

„Und Sie wären Elisabeth Berg?"

„Ich bin es!“

„Betrachten Sie mich, Elisabeth!“

Die arme Frau schüttelte traurig mit dem Kopfe.

„Ich erinnere Sie an Ihren Hochzeitstag ... Wilhelm hatte nur einen intimen Freund, aber an diesem Freunde hing er mit Leib und Seele ...“

„Karl Bertram!“ rief plötzlich die Frau aus. „Herr mein Gott! Ich täusche mich doch nicht?“

„Nein, nein, Elisabeth, ich bin Karl Bertram. Es gelang mir, mich den Verfolgungen zu entziehen und nach England zu entkommen. Die verkündete Amnestie gestattet mir die Rückkehr in meine Heimath. Und Wilhelm ist todt, mein Freund, ich kann ihn wohl Bruder nennen! Ach, und seine Elisabeth, die schöne, reizende Braut ... ich kann es nicht glauben.“

„Glauben Sie es nur, lieber Herr! Hier, auf derselben Stelle habe ich meinen Wilhelm zum letzten Male gesehen.“

„Und hier müssen wir uns treffen! Elisabeth, wie hat sich Alles verändert! Sie sind unglücklich, Sie sind arm, bettelarm. Sie haben gelitten ... Sie leiden noch ... Ihre materielle Noth soll nun zu Ende sein, ich nehme Sie unter meinen Schutz! Bei dem Andenken an den unglücklichen Freund schwöre ich es hier: ich sorge für seine Familie, als ob es meine eigene wäre!

Warum haben Sie sich nicht an meinen Vater gewendet?"

„An Ihren Vater?"

„Er hat ein gutes Herz und unterstützt nach Kräften."

„Aber wissen Sie denn nicht ..."

„Was?"

„Ihr Vater ist schon vor zwei Jahren gestorben."

Bertram bebte zusammen.

„Mein Vater wäre todt?" fragte er stammelnd.

Elisabeth versicherte es. Karl Bertram sah mit finsteren Blicken über das Thal.

„Mein Bruder," murmelte er, „hat mir vor einem Jahre den letzten Brief nach London gesandt ... den Tod des Vaters hat er darin verschwiegen. Dieses Verschweigen eines so wichtigen Falles, zusammengestellt mit gewissen Andeutungen, die der Brief enthielt, ist ein böses Zeichen. Verzagen Sie nicht, Elisabeth," rief er laut aus. „Wie man mich auch in dem Hause dort unten empfangen möge ... ich bin frei und kann für Sie sorgen."

Beide gingen langsam dem Flusse zu. Vor einem kleinen, traurigen Hause blieb Elisabeth stehen.

„Hier wohne ich!" flüsterte sie.

Karl Bertram sah die Barake, die nur aus einem

Erdgeschosse bestand, an. Das Dach derselben war mit Schilf gedeckt. Die kleinen Fenster in den Lehmwänden waren größtentheils zertrümmert ... Lumpen und Papier bildeten die Glasscheiben. Auf der Bank, die neben der Thür angebracht war, saß ein alter Mann, der ein krankes Kind auf den Knieen hielt. Beide wärmten sich im Strahle der freundlichen Herbstsonne. Das kleine abgezehrte Mädchen hatte sein blondes Haupt an die Brust des Greises gelegt, der den Fremden mit ängstlicher Neugierde anblickte.

„Wer ist der alte Mann?" fragte Bertram.

„Mein Schwiegervater: er hat redlich mit uns getheilt, was er noch besessen. Jetzt ist er ebenso arm, als wir. Gebe Gott, daß ich nun arbeiten und dem braven Alten vergelten kann, was er an meinen Kindern gethan!"

„Vater Diepholz!" rief der Reisende erschüttert.

Er wußte, daß der Landmann einst ein hübsches Gehöft besessen und seinem einzigen Sohne eine gute Erziehung hatte geben lassen. Jetzt wohnte der geachtete Diepholz, dessen Haupt nur noch spärliche weiße Locken schmückten, in dem elendesten Hause des Dorfes! Kummer und Gram sprachen aus den sonst so freundlichen Zügen des Mannes. Als Elisabeth ihm den Namen des Reisenden zuflüsterte, rief er mit zitternder Stimme:

„Karl Bertram?"

„Ja, ich bin es!" antwortete dieser, indem er dem Greise die Hand reichte.

„Der Sohn meines alten Freundes!" murmelte Diepholz.

„Hat mein Vater sich Ihrer nicht angenommen?"

Der Greis lächelte bitter.

„Ach, er hätte es wohl, wenn er gekonnt hätte."

„Was hinderte ihn?"

„Ihr Bruder, Herr Bertram!"

„Franz?"

„Der war ihm Alles, der konnte nur befehlen, und es geschah. Was das für eine Bewandtniß hatte, mag Gott wissen. Franz ist kein guter Mensch, das weiß ich ... aber verzeihen Sie mir, Herr Bertram, ich spreche so offen über Ihren Bruder ... nun, Sie waren ja stets der beste Freund meines verstorbenen Sohnes, Sie haben mich gekannt, als ich noch in meinem schönen Hofe wohnte ... Sie wissen wohl, daß ich absichtlich nicht verleumde. Ich will nicht weiter davon sprechen."

Jetzt kam Netti mit dem Brode zurück. Der Großvater, der sein freudiges Erstaunen unterdrückte, zog sein Taschenmesser, schnitt das Brod an und gab jedem Kinde ein Stück. Mit sichtlicher Freude beobachtete er den blonden Liebling, der nach langer Krankheit heute das

karge Mahl verzehrte. Es war ein Festtag für den Greis, der oft an dem Schmerzenslager seines Enkelkindes geweint hatte.

Karl nahm Abschied von den armen Leuten ... er versprach am nächsten Tage wiederzukommen. Der Weg führte den Heimgekehrten durch hohe Hecken, die eine Gasse bildeten. Die Hecken schlossen die Obstgärten der reichen Bauern ein. Hier und dort war man beschäftigt, die letzten Früchte abzunehmen. Wie im Felde, so regte sich auch in den Gärten die Lust über die reiche Ernte. Und wie warm und licht war der Herbsttag! Rothe, braune und gelbe Blätter schimmerten köstlich in der Nachmittagssonne. Kein Windhauch regte sich, kein Mißton störte den Gottesfrieden, der rings ausgebreitet lag.

In einer der hohen Hecken zeigte sich eine gemauerte Thür. Wilder Wein bedeckte das Gemäuer, das Wind und Wetter geschwärzt hatten. Der kleine, aus Eichenholz gezimmerte Flügel war angelehnt. Bertram blieb stehen, betrachtete den Eingang und seufzte tief und schwer, als ob die Erinnerung ihm eine schwere Last auf das Herz wälzte.

„Ihr Garten!" flüsterte er bewegt vor sich hin. „Der Garten der Geliebten, die ich ohne Abschied verlassen habe! Wie werde ich sie nach so langer Trennung antreffen? Der Unglücksnachrichten habe ich schon

so viele erfahren, daß ich nicht mehr auf irgend einen frohen Empfang zu hoffen wage. Der Flüchtling ist vergessen, man beklagt sein Geschick wohl nicht einmal, das er nach der Meinung eines großen Theils der Leute verdient hat. Der Freund ist untergegangen, weil man ihn verlassen hat. Was wird aus mir werden, der ich mit Mühe dem Gefängniß entronnen? Wie werden mich die Bauern aufnehmen, die den armen Wilhelm haben verkommen lassen? Immerhin, ich achte der Leute nicht, wenn nur sie dieselbe geblieben, wenn nur sie noch der Versicherungen gedenkt, die sie mir im traulichen Kosen so oft ausgesprochen hat. Jetzt stehe ich als ein armer Mann an der Thür, durch die ich so oft in das Paradies meiner Liebe getreten bin. Ach, in dem stillen Gärtchen habe ich selige Stunden verlebt!"

Er öffnete leise die Thür, die angelehnt war. Ein mit Buchsbaum eingefaßter Weg zeigte sich, der in gerader Linie zu einem Gartenhäuschen führte.

„Hier ist nichts verändert!" dachte Karl. „Ich erkenne jeden Baum, jeden Strauch. Das Häuschen mit dem Arbeitsgeräth des Schulmeisters ... daneben die Jasminlaube ..."

Sein Athem stockte, seine Blicke glühten, sein ganzer Körper bebte.

„Helene!" murmelte er nach einer Pause.

Durch die Stäbe der Laube, deren Blätter bereits dürr am Boden lagen, sah er eine weibliche Gestalt, die an dem kleinen Tische saß und Sämereien ordnete. Sie war einfach, aber nett nnd zierlich gekleidet. Das Köpfchen gesenkt, lag sie eifrig der gewählten Beschäftigung ob, als ob Gefahr im Verzug wäre. Ein Birnbaum mit einer Fülle gelber Blätter und schwerer Früchte, dessen Zweige Stäbe stützten, verbreitete Schatten über die blattlose Laube, die sich an das Gartenhaus lehnte.

Karl Bertram wäre vielleicht lange im Anschauen des herrlichen Bildes verblieben, wenn ihn nicht das Bellen eines großen zottigen Hundes aufgeschreckt hätte, der plötzlich hinter seinem Rücken erschien. Es war Bergmann, der Wächter des Gartens, der Begleiter Helenens. Karl streckte die Hand aus und nannte leise den Namen des Hundes; das Thier aber, das den Heimgekehrten erkannte, ließ sich nicht beruhigen: es erhob sich mit Freudengebell auf den Hinterbeinen, als ob es den alten Freund umarmen wollte.

Helene war aufmerksam geworden, sie hatte ihren Platz verlassen und stand in der Mitte des Weges neugierig das Schauspiel an der Gartenthür betrachtend. Bergmann lief zu ihr, als ob er sie auffordern wollte, dem Reisenden entgegenzueilen. Er lief bellend von Helene zu Karl, und von diesem zu jener, die wie eine

Statue vor dem Häuschen stand; denn eine Ahnung, schwach wie das erste Glühen des Morgenroths, erfüllte ihr Herz, obgleich das Aeußere des Reisenden dem Bilde wenig entsprach, das sie von dem Geliebten in der Erinnerung bewahrte.

Karl trat in den Garten.

Bergmann lehnte sich mit den Vordertatzen an die Thür, daß sie krachend zuflog. In früheren glücklichen Zeiten hatte Karl ihn zu dieser Dienstverrichtung dressirt, die Bergmann nicht vergessen. Helene bewegte sich langsam dem Fremden entgegen, der grüßend seinen Hut zog.

Karl und Helene starrten sich an. Sie erkannte den Blick seines großen, feurigen Auges.

„Helene!"

Bei dem Tone seiner Stimme bebte sie zusammen. Fehlte ihr der Muth, an die plötzliche Rückkehr des Geliebten zu glauben, oder schreckte sie der große, fast wilde Bart und die sehr bescheidene Toilette des Wanderers zurück? Sie blieb erbleichend stehen . . .

„Ich bin es, Helene!" rief der Mann mit tiefbewegter Stimme.

Thränen machten der Erstarrung Luft, Thränen, die wie Krystalltropfen über die schönen Wangen rannen. Aber sie streckte ihm nicht die Hand zum Willkommen

entgegen, sie sah ihn mit Blicken an, in denen der bestürzte Karl die herbsten Vorwürfe zu lesen glaubte.

„Hat sich Dein Herz von dem Flüchtlinge gewendet?“ fragte er. „Ist er Dir so gleichgiltig geworden, daß Du ihm nicht einmal die Hand reichst, die er so gern mit seinen Küssen und Thränen bedecken möchte? Es ist wahr, Helene, ich habe Dich ohne Abschied verlassen, ich habe Dir aus der Fremde auch keinen Brief gesandt; aber Du wirst begreifen, daß mich die eiserne Nothwendigkeit dazu zwang. Ich bin aus dem Gefängniß entflohen und mußte eilig das Schiff zu erreichen suchen, das mich nach dem sichern England bringen sollte. Um Dich nicht in lästige Untersuchungen zu verwickeln, die vielleicht auch die Existenz Deines alten Vaters gefährden konnten, denn das Briefgeheimniß war den forschenden Spionen nicht mehr heilig, gewann ich es über mich eine Correspondenz mit Dir nicht anzuknüpfen. Die Geliebte, dachte ich, wird meine Sorgfalt erkennen, sie wird das Schweigen zu deuten wissen und in treuer Liebe ausharren, bis bessere Zeiten eine gefahrlose Herzensergießung gestatten. Ist mein Hoffen zu kühn gewesen?“ fragte er mit Bitterkeit. „Hast Du die Schwüre vergessen, die wir in der verschwiegenen Laube gewechselt haben? Helene, schone mich nicht, gieb mir frei und

offen die Erklärung, jetzt gieb sie mir, die mir später ja doch werden muß!"

Sie neigte traurig ihr schönes Haupt.

„Kannst oder willst Du nicht sprechen, Helene? Wage es immerhin, schone mich nicht: die Brust, die schon so manchem Schlage getrotzt, wird ja auch wohl bei dem Stoße nicht zerbrechen, den sie von Dir erhält."

Helene schlug ihre thränenschweren Augen auf.

„Sie wird nicht zerbrechen!" flüsterte sie traurig, und ein Schauer durchbebte ihren Körper. Karl, der alte Ungestüm beherrscht Dich noch . . . wohl habe ich Dir eine Erklärung zu geben; aber jetzt nicht, in diesem Augenblicke nicht!" fügte sie hastig hinzu.

„Was hindert Dich, Helene?"

„Du selbst, Dein ganzes Wesen, Deine Gereiztheit . . ."

„Du fürchtest Dich wohl gar!"

„Nein, nein!" rief sie ängstlich. „Ich hege die innigste Theilnahme an Deinem Geschick! Sei ruhig, Karl; betrachte die Dinge, wie sie sich eben gestaltet haben, mit den Blicken des erfahrenen Mannes. Das Schicksal hat uns getrennt . . . Du bist in der Zeit der Trennung ein Mann, ich bin eine ernste Jungfrau geworden. Völlig verändert sehen wir uns heute wieder. Wir tragen Beide nicht die Schuld an dieser Veränder=

ung . . . Karl, starre mich nicht so fürchterlich an! Mein Gott, was soll ich Dir sagen? Du denkst immer noch des sorglosen Mädchens, das der Verhältnisse nicht achtete . . . Karl, die Ruhe, das Lebensglück meines alten Vaters wird bedroht, durch Dich . . .“

„Jetzt noch? Jetzt noch? Ich bin frei wie der Vogel in der Luft!“

„Das bist Du, Karl! Ja, frei wie der Vogel in der Luft!“ wiederholte sie bebend.

„Das ist deutlich genug!“ murmelte Karl, die Hand krampfhaft auf die Brust drückend.

Aber schon nach einigen Augenblicken fuhr er wild auf:

„Helene, Du hast mich verrathen! Du bist ein Weib wie alle anderen, die auf der Erde wandeln und unter der trügerischen Maske der Schönheit, der Milde, Sanftmuth und liebenswürdigen Ausgelassenheit, je nach der Individualität, geschickt ein heuchlerisches Herz verbergen. Ich will die Gründe nicht wissen, die Dich zum Treubruch veranlassen, ich will auch nie danach fragen . . . Helene, Du hast meinen Glauben an die Menschen völlig zertrümmert. Ich kam mit dem Vorsatze zurück, den großen Händeln der Welt fremd zu bleiben, mir einen eigenen Herd zu gründen und in stiller Abgeschiedenheit meiner Liebe und Deinem Glücke zu leben . . der schöne

Plan ist dahin. Ich habe keine Heimat mehr, ich stehe wieder allein, bin Fremdling unter den Menschen, nach denen sich mein Herz gesehnt ... bin ich denn ein Verbrecher? O, ich errathe Alles! Auch Du, Helene, lebst ja in dem Dorfe, das die Wittwe, die Kinder und den Vater des unglücklichen Wilhelm darben und leiden läßt. Man stößt die Frau, die Familie des Begnadigten und dennoch Geächteten aus! Kann mir noch ein Zweifel über das Geschick bleiben, das meiner wartet? Ich trete offen auf die Seite der Unglücklichen, für die ich zu sorgen geschworen. Helene, Du hast dem Jammer der Armuth Dein Herz verschlossen, denn das Schicksal der Familie Diepholz wird Dir nicht verborgen geblieben sein; dasselbe Herz kann sich sonder Gram vor dem Manne schließen, der keine andere Forderung an Dich zu stellen berechtigt ist, als ..."

Er unterbrach sich durch ein bitteres Lachen.

„Lebe wohl, Helene!" rief er dann. „Du hast mir die Freiheit gegeben, ich werde sie benutzen!"

Karl zog den Tornister fest auf die Schulter und stürzte aus dem Garten. Die raschen Schritte des armen Mannes ließen sich noch eine Zeit lang jenseit der Hecke hören.

Helene lauschte, bis das Geräusch verschwunden war. Sie preßte beide Hände auf den wogenden Busen.

„Karl, Karl ist hier!“ flüsterte sie. Er sprach davon, daß ich sei wie andere Frauen, die heuchlerisch betrügen . . . diese Worte hat ihm die bittere Erfahrung dictirt. Unvorsichtig und stürmisch, wie er stets gehandelt, hat er mir auch heute einen Blick in sein Inneres gestattet. Wenn es dennoch wahr wäre, woran ich gezweifelt! Herr, mein Gott, gieb mir Kraft, das Unvermeidliche zu tragen, gieb mir den Muth, das von der Nothwendigkeit Gebotene zu thun! Fast möchte ich es für ein Glück halten, daß Karl leichtsinnig gewesen ist. Ach, und dennoch bin ich unglücklich, maßlos unglücklich!

Sie zog ein weißes Tuch aus der Tasche ihres braunen Merinokleides, bedeckte das Gesicht und begann bitterlich zu weinen. Langsam ging sie nach der Laube zurück, wo sie sich still sinnend auf der Bank niederließ. Bergmann lag in dem trockenen Laube zu ihren Füßen und sah mitleidig zu seiner Herrin empor, als ob er die Trauer derselben verstände. Ein munteres Rothkehlchen hüpfte zwitschernd in den Zweigen und schüttelte von dem Birnbaume einige gelbe Blätter ab, die leise und geheimnißvoll auf das Haupt der Trauernden fielen.

Eine Viertelstunde war verflossen.

Da spitzte Bergmann die Ohren. Die Gartenthür ward geöffnet, und ein Greis trat ein. Seine Kleidung verrieth, daß er dem geistlichen Stande angehörte.

„Mein Vater!" flüsterte Helene.

Sie trocknete noch einmal ihr Gesicht und rang nach Fassung.

Der Greis kam näher. Er nahm den runden schwarzen Hut ab, hing ihn an einen Nagel in der Wand des Gartenhäuschens, stellte seinen Rohrstock daneben und trat in die Laube.

„Guten Tag, Helene!"

Die Tochter sah ihn an.

„Vater, Ihre Züge sind kummervoll . . ."

„Ich habe einen sauern Gang abgemacht," antwortete der Greis.

Erschöpft ließ er sich auf der Bank nieder. Mit zitternder Hand strich er das lange weiße Haar in den Nacken. Helene seufzte tief und schwer. Es war ersichtlich, daß sie das Gespräch nicht fortsetzen wollte. In stiller Trauer nahm sie die Arbeit wieder auf. Vater Hiller, so nannte ihn das Dorf, beobachtete betrübt seine Tochter.

„Helene, Du hast geweint!" rief er mitleidig.

Sie lächelte ihm zu. Aber welch' ein Lächeln zeigte sich in ihrem feinen, aristokratischen Gesichte! Der herbste Schmerz, die tiefste Trauer, und doch wieder die ruhigste Ergebung sprachen sich darin aus.

„Lassen Sie es gut sein, Vater, ich bin mit mir im Reinen.“

„Du willst mich an eine Ruhe glauben machen, mein armes Kind, die Dir fremd ist.“

Helene schwieg wieder . . . sie senkte das Gesicht tief auf die bunten Bohnen herab, die vor ihr auf dem Tische lagen. Die kleinen Finger sonderten hastig die Schale von dem Kern.

Vater Hiller hielt die hageren Hände, die sich wie zum Gebet verschlungen hatten, auf der Brust über der schwarzen Weste.

„Nein, mein liebes Kind,“ sagte er kopfschüttelnd, Du bist nicht mit Dir im Reinen. Der Kampf, den Deine Kindesliebe mit der ersten Herzensneigung unternommen, ist noch nicht zu Ende. Helene,“ sagte würdevoll und fest der Greis, „als ich vor zwei Jahren mein fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum feierte, wurden mir Zeichen der Theilnahme und Verehrung von allen Seiten. Selbst die Behörde beeilte sich, mir ihre Anerkennung an den Tag zu legen und der König sandte mir die bürgerliche Verdienstmedaille. Das sind Dinge, die dem Ehrgeize schmeicheln und das Herz erfreuen; aber, Helene, ich gebe sie hin, um dagegen das Glück meiner einzigen Tochter einzutauschen. Ich gebe sie hin, weil ich Dich nicht verkaufen will.“

„Um Gottes willen, Vater!“ rief Helene entsetzt.

„Mein Gewissen ist rein, ich kann unverzagt vor den Thron meines Schöpfers treten, wenn er mich zu meinen Vätern versammelt.

„Wie aber urtheilt die Welt, Vater? Der Schein ist gegen Sie.“

„Ich hoffe fest auf die Vorsehung, deren Walten ich in gläubigem Gehorsam verehre. Sie bringt Alles an das Licht, was tief verborgen liegt. Auf dem Wege nach meinem stillen Garten habe ich reiflich nachgedacht: Helene, ich habe nicht wohlgethan, den krummen Pfad zu betreten . . .“

„Vater! So sprachen Sie sonst nicht.“

„Dein Jammer geht mir zu Herzen.“

„Habe ich mich denn beklagt?“ fragte Helene vorwurfsvoll.

„Das ist es eben. Das blühende, fröhliche Mädchen siecht langsam dahin, es welkt und vergeht wie die Blume im Herbste. . . aus Liebe zu mir, zu dem Greise, der auf der Erde nicht viel mehr zu thun hat. Ich habe keine Zukunft mehr, aber Du bist noch jung, Du hast noch Anwartschaft auf die Freuden, die Gott den Menschen bietet. Ich kann Dein Opfer nicht annehmen!“

Er küßte gerührt die Stirn des jungen Mädchens.

Helene umschlang das greise Haupt des Vaters und lehnte sich an seine Brust.

„Vater," begann sie nach einer Pause, „wir haben oft über diesen Punkt gesprochen, wir haben ihn nach allen Seiten hin erwogen und den Weg, den wir eingeschlagen, für den besten erkannt. Heute kann ich Ihnen sagen, daß ich durchaus kein Opfer bringe."

„Aber Dein bleiches Aussehen, Deine Thränen?"

„Sie kennen die Nachrichten, die wir früher über Karl Bertram empfangen haben."

„Ich kenne sie, mein Kind, aber ich glaube ihnen nicht. Er wird, da allgemeine Amnestie ertheilt ist, zurückkehren und Dir darthun . . ."

„Vater, Karl ist zurückgekehrt."

„Helene!"

„Ich habe ihn gesprochen."

„Wo?"

„Hier."

„Wann?"

„Vor einer halben Stunde."

„Dann ist es um so mehr meine Pflicht, von dem Plane abzustehen."

„Nein, nein! Ich habe ihm bereits zu erkennen gegeben, daß ich um sein Geheimniß weiß. Er ward heftig und stieß Worte aus, die ein grelles Streiflicht

auf sein Leben in der Fremde warfen. Er kehrt arm, ein leichtes Bündel auf dem Rücken, heim; wir würden ihn vielleicht nie wieder gesehen haben, wenn ..."

Thränen erstickten ihre Stimme.

Vater und Tochter saßen still auf der Bank. Es ward kühl, die Strahlen der sinkenden Herbstsonne vermochten nicht mehr zu wirken. Leichte Windstöße schüttelten das Laub von den Bäumen und von dem Flusse her stieg weißer Nebel auf, der sich über den Gärten lagerte.

„Wir wollen gehen!" sagte Helene, indem sie ihren Platz verließ. „Sie sind leicht gekleidet, mein Vater! Die Abendkühle könnte Ihnen schaden."

Nach einigen Minuten trat sie aus dem Gartenhause. Ein runder Strohhut bedeckte ihr liebliches Köpfchen. Ein graues Umschlagetuch hüllte ihre schlanke, elegante Gestalt ein. Wahrlich, wer sie nicht gekannt, würde sie nicht für die Tochter eines Dorfschullehrers gehalten haben. Vater Hiller war heute sorgenvoller als je; er schloß still die Gartenthür und folgte Helenen, die träumend zwischen den Hecken hinging, bis sie den Dorfkirchhof erreichte. Unter hohen Linden versteckt lag das Schulhaus, dessen rechter Flügel die Wohnung des greisen Lehrers enthielt.

II.
Die Brüder.

Karl Bertram hatte, nachdem er den Garten des Vaters Hiller verlassen, seinen Weg rasch fortgesetzt. Schon nach einigen Minuten erreichte er eine Pappelallee, die sich in gerader Linie an dem Ufer des Flusses hinzog. Nicht körperliche Erschöpfung, sondern ein heftiger Schmerz, der ihm die Brust zusammenpreßte, zwang ihn, sich auf eine Steinbank niederzulassen, die an dem Stamme einer der hohen Pappeln stand. Hinter ihm rauschte der Fluß, vor ihm breitete sich ein Stoppelfeld aus, auf dem arme Kinder die zurückgebliebenen Aehren sammelten.

„Wer mir das gesagt hätte,“ murmelte der Begnadigte vor sich hin, „als sich mir in der Fremde die Gelegenheit bot, der Mann einer reichen Frau zu werden! Wer mir damals Helenens Sinnesänderung berichtet hätte, ich würde ihn den infamsten Verleumder genannt haben! Eine Thatsache, die ich für ebenso unmöglich gehalten, als den Einsturz der Welt, ist jetzt zur Wahrheit geworden! Helene, das offene, treuherzige Mädchen . . . ich sehe sie noch singend und tanzend in der Jasminlaube, sehe, wie sie Kränze windet, die sie mir kosend auf das Haupt setzt . . . höre, wie sie mir zu=

flüstert: Karl, ich stürze mich in den Fluß, ehe ich einem andern Manne, als Dir, die Hand reiche; ohne Dich kann, ohne Dich will ich nicht leben ... und wie war sie heute? „Du bist frei wie der Vogel in der Luft!"

Er versank in dumpfes Hinbrüten.

„Habe ich ihr Anlaß gegeben?" fragte er sich nach einer Pause. Keine That, kein Gedanke taucht auf in meiner Erinnerung ... rechnet sie mir mein Schweigen zum Verbrechen an, dann hat sie mich nie geliebt, dann war unser Umgang ein kindisches Spiel, das ich zu ernst genommen. Nein, Helene war kein Kind mehr; sie hat mich verrathen, sie schüttelt den Flüchtling ab, der arm und elend in die Heimat zurückkehrt. Vielleicht steht ein reicher Freier in Aussicht, ein Mann, der die Tochter des Schulmeisters zur großen Dame macht. Und wer bin ich denn, der Ingenieur, dessen Carriere eine verfehlte ist?"

Ein Gensdarm kam die Pappelalle herunter. Der bärtige Reiter, im vollen Waffenschmuck, hielt sein Pferd an, als er den Reisenden auf dem Stein erblickte.

„He, mein Freund!" rief er dem Sinnenden zu, der ihn nicht bemerkte.

Bertram sah auf.

„Was giebt's?" fragte er hastig.

„Stehe Er auf, wenn Er mit mir spricht!“ befahl rauh der Mann des Gesetzes und der Sicherheit.

Angeredete blieb ruhig sitzen.

„Ich wüßte doch nicht, aus welchem Grunde . . .

„Gebe Er mir Seinen Paß!“ befahl der Gensdarm.

„Meinen Paß?“

„Ich habe deutlich genug gesprochen.“

„Wohl wahr; aber ich besitze keinen Paß.“

„Ah, paßloses Gesindel! Und dabei noch grob und unverschämt. Fort, oder ich ziehe die Klinge!“

Der Bedrohte erhob sich rasch. Der gewichtige Stock bebte in seiner Hand, seine Augen glühten, indem er ausrief:

„Eine schöne Heldenthat dem Unbewaffneten gegenüber! Es gab eine Zeit, in der gewisse Herren sich versteckten . . .“

„Ah, ich merke schon, mit welcher Sorte ich zu thun habe!“

„Beleidigen Sie mich nicht!“

„Fort!“

„Erfüllen Sie die Pflichten, die Ihnen Ihr Amt vorschreibt; was darüber, ist vom Uebel!“

„Gehe Er meinem Pferde voran, Vagabund!“ rief der Gensdarm, dessen Gesicht ebenso roth wurde, als sein Bart schon war. „Die Zeit, von der Er spricht, ist vor=

über und wird auch so bald wohl nicht wiederkehren. Voran, oder ich brauche die Klinge!"

Das Gesicht des Reisenden entfärbte sich, als der Reiter seinen Säbel aus der Scheide zog und Miene machte, die Drohung auszuführen. Plötzlich durchzuckte es alle seine Glieder, als ob ein elektrischer Strahl ihn berührt hätte. Er hob den Stock, um den Hieb des Bewaffneten abzuwehren, der ihn ohne Zweifel auch getroffen haben würde. Der Säbel und der Stock kreuzten sich.

„Gefährliches Subjekt!" brüllte der Gensdarm. „Du willst Dich der Obrigkeit widersetzen, willst einen Beamten schlagen?"

„Halt!" rief Karl. „Ich wehre mich nur meiner Haut."

„Versuche es!"

Der Gensdarm wandte sein Pferd und hieb auf den Reisenden ein, der die Steinbank bestiegen hatte. Karl, stark und flink, parirte die ersten Hiebe mit dem Stock, dann erfaßte er den Säbel, rang ihn dem Gensdarmen aus der Hand und schleuderte die Waffe hinter sich. Sie fiel in den Fluß und verschwand.

„So!" rief Karl, der vor Wuth schäumte. „Meine gesunden Glieder und mein Leben vertheidige ich selbst

gegen einen Beamten, der in seinem Uebermuthe zu weit geht.

„Noch sind wir nicht fertig!“ rief der Gensdarm.

„Was noch?“

„Voran! Voran! Wenn Du nicht gehst, schieße ich Dich nieder wie einen tollen Hund!“

Der Reiter hatte seinen Karabiner angelegt. Er zielte auf Karl, der immer noch auf dem Steine stand. Mit Blitzesschnelle griff dieser in die Tasche seines Rocks . . . er zog ein Pistol mit zwei glänzenden Läufen hervor . . . die Hand bebte nicht, die das Pistol auf den Reiter richtete.

„Ihrem Schusse wird ein zweiter folgen! Ich falle nicht allein.“

Der Reiter, welcher unbeugsame Entschlossenheit in den glühenden Augen seines Gegners las, ließ den Karabiner sinken.

„Verdammt!“ murmelte er. „Was beginne ich?“

Auch Karl hatte sein Pistol abgesetzt.

„Was Sie beginnen?“ fragte er. „Sie können es von mir hören. Reiten Sie voran, ich folge Ihnen zu dem Vorsteher des Dorfes, dem ich meine Beschwerde über Ihren Angriff auf meine Person vortragen werde. Fürchten Sie nicht, daß ich entfliehe. Wer ist jetzt der Schulze von Burgfeld?“

„Der Mühlenbesitzer Bertram!" antwortete verwundert der Gensdarm.

„Ah, das trifft sich gut!"

„Der Schulze ist ein strenger Mann."

„Desto besser. Und wenn er auch gerecht ist, so wird er Ihnen sagen, daß Sie Ihres Amtes entsetzt werden müssen. Sie sollen die Sicherheit der Reisenden fördern, nicht gefährden. Statt zu schimpfen und zu drohen, hätten Sie mich einfach, wie es dem vernünftigen Manne geziemt, auffordern sollen, Sie zu dem Schulzen zu begleiten, welcher Aufforderung ich unfehlbar nachgekommen wäre; denn ich bin ein vernünftiger Mann, der Recht und Billigkeit zu unterscheiden weiß."

Er stieg von dem Steine herab und schritt der Mühle zu.

Der Gensdarm, der wußte, daß sein Karabiner nicht geladen war, gab sich das Ansehen, als ob er einen Arrestanten escortirte. Er war völlig unbewehrt: sein Säbel lag auf dem Grunde des Flusses, seine Schußwaffe enthielt keine Ladung.

Karl, des Ortes kundig, wählte den kürzesten Weg zu der Mühle. Die Gemüthsverfassung des armen Mannes, der so traurig in der Heimath empfangen ward, läßt sich nicht beschreiben. Und noch war der Kelch des Leidens nicht voll, den er leeren sollte.

Plötzlich blieb er stehen. Er starrte ein großes, prachtvolles Eisengitter an, das einen Hof von dem freien Raum trennte.

„Ist dies die Mühle?" fragte er den Gensdarmen.

„Ja!"

„Und Franz Bertram bewohnt sie?"

Der Gensdarm war erstaunt darüber, daß der Vagabund den Vornamen des Ortsschulzen nannte.

„Allerdings!"

Beide betraten den Hof, der dem eines Edelsitzes glich. Ein stattliches Herrenhaus mit Perron nahm die Mitte ein. Die glänzenden Fenster desselben waren mit feinen Gardinen geschmückt. Die erste Etage zierte ein Eisenbalcon, den eine Marquise von gestreifter Leinwand vor den Strahlen der Sonne schützte. Rechts und links erhoben sich die Wirthschaftsgebäude. In einem derselben war die Thür geöffnet, sodaß man einen glänzenden Wagen sehen konnte, den ein Diener im gestreiften Rocke reinigte. Eleganz und Reichthum war, wohin man blickte, zu erkennen. Nichts verrieth die Nähe einer Mahlmühle, der größten in der Gegend. Wo waren die alten, bestäubten Gebäude geblieben, in denen der Vater bescheiden sein Handwerk trieb und manchen Thaler für seine Söhne zurücklegte? Wo waren die geschäftigen Knappen und die Wagen der Bauern, die Korn zur

Mühle brachten? Wo die Scheuern und Ställe, die den Reichthum des Müllers bargen? Karl, der Ingenieur, erfaßte mit Einem Blicke die Gediegenheit der neu aufgeführten Gebäude; die Zweckmäßigkeit derselben vermochte er nicht zu erkennen. Sein Bruder mußte entweder ein enorm reicher Mann oder ein Narr geworden sein, der über seinen Stand und seine Kräfte hinaus wollte. So wohnte ein Edelmann, kein Müller.

Der Gensdarm begriff nach und nach, daß sein Begleiter kein gewöhnlicher Vagabund sei. Er stieg vom Pferde, das er an das Gitter der Freitreppe band, und forderte den Reisenden auf, er möge mit ihm das Haus betreten, was geschah. Hätte der Verlust des Säbels ihn nicht erbittert, er würde den Mann mit dem großen Barte und den feurigen Augen minder grob behandelt haben. Auf dem Hausflur öffnete er eine der Flügelthüren, die ein Schild mit der Inschrift „Bureau" trug. In dem Vorzimmer ... der Müller hatte auch ein Vorzimmer ... sagte der Gensdarm:

„Legen Sie Tornister und Stock ab!"

„Warum?"

„Es schickt sich nicht, daß Sie mit dem Bettel vor dem Herrn Ortsschulzen erscheinen."

„Mein Freund, der Herr Ortsschulze muß die Reisenden empfangen, wie sie kommen," antwortete Karl

bitter. Die Reisenden sind nicht seinetwegen, er ist der Reisenden wegen da, und wenn er in einem Marmorpalast wohnte. Incommodiren Sie mich übrigens nicht mehr mit läppischen Dingen, ich bin dazu nicht aufgelegt."

Er klopfte an die Thür.

„Herein!" rief eine starke Stimme.

Karl trat in ein großes Zimmer. Ein kurzer, dicker Mann, in einen türkischen Schlafrock gehüllt und aus feiner Bernsteinspitze eine Cigarre rauchend, unterbrach seinen Spazirgang, als der Gensdarm mit dem Arrestanten erschien. Es war der Müller und Ortsschulze Franz Bertram, der um vier Jahre ältere Bruder des Ingenieurs, des Heimgekehrten, der den sonderbaren Elegant erstaunt anstarrte. Und wahrlich, sonderbar war er. Der Leser denke sich ein feistes Gesicht mit plumper Nase, plumpen Lippen, einem fetten Kinn, kleinen geschlitzten Augen, einer runden glänzenden Stirn, einem Schädel, der nur hinten mit braunem Haare bedeckt ist, er denke sich ein völlig bartloses, bis hinter die Ohren rothes Gesicht, einen kurzen Hals, der in der Mitte zweier breiter Schultern sitzt, eine Riesenbrust über einem ziemlich anständigen Bauche, der auf zwei kurzen Beinen ruht, er denke sich, daß diese Gestalt mit einem feinen modischen Schlafrocke behangen ist, in der fleischigen, mit Ringen geschmückten Hand eine glänzende Cigarrenspitze

hält, die sie von Zeit zu Zeit an die Lippen bringt, und er hat einen Begriff von dem Müller und Ortsschulzen, der vor sechs Jahren noch ein kleines dürres Männlein war. Karl hatte zwar schon die überzeugendsten Beweise von der Veränderlichkeit der Menschen und Dinge erhalten: diese Umgestaltung aber streifte ans Wunderbare. Den Gruß vergessend, starrte er die lächerliche Figur an, die sich bemühte, die Autorität der Obrigkeit an den Tag zu legen.

„Herr Ortsschulze," rapportirte der Gensdarm, „dieser Mensch, der keinen Paß besitzt, hat sich an mir vergriffen. Statt des Passes führt er ein doppelläufiges Pistol bei sich, das er mir auf die Brust gesetzt. Ich bringe ihn zu Ihnen, damit Sie eine Untersuchung einleiten und dem Arrestanten einen Platz in dem Gemeindegefängnisse anweisen."

Franz Bertram, der Ortsschulze, hatte die Hand mit der Bernsteinspitze sinken lassen.

„Er führt ein Pistol bei sich?" fragte er stammelnd.

„Ja, Herr!"

„Und geladen?"

„So muß ich wohl annehmen, denn er wollte auf mich schießen. Wäre mein Karabiner geladen gewesen . . .

„Warum haben Sie den Säbel nicht gebraucht?"

„Weil er ihn mir entwunden und in den Fluß geschleudert hat.“

Der Ortsschulze sah die leere Säbelscheide des Gensdarmen. Hastig, aber ohne seine Würde zu vergessen, befahl er:

„Nehmen Sie den Schlüssel und schaffen Sie den Landstreicher sogleich in das Gefängniß. Noch heute werde ich einen Bericht an den Landrath abgehen lassen. Widersetzlichkeiten gegen die Obrigkeit müssen exemplarisch bestraft werden. Fort mit ihm; ich habe nicht Zeit, mich lange bei ihm aufzuhalten. Morgen oder übermorgen kann das Verhör stattfinden. Nehmen Sie ihm das Pistol ab und schließen Sie ihm die Hände. Der Gemeindediener, der sich zufällig bei meinen Leuten befindet, mag Sie in Ihren Amtsverrichtungen unterstützen. Fügt er sich nicht, so wenden Sie äußerste Gewalt an. Da Sie unbewaffnet sind, nehmen Sie meine Jagdflinte, die geladen ist.“

„Sie haben es gehört!“ sagte der Gensdarm.

„Ja, der Herr Ortsschulze hat deutlich genug gesprochen, um einem Mißverständniß vorzubeugen,“ antwortete der Arrestant. „Aber bevor ich gehe, möchte ich dem Herrn ein Wort im Vertrauen sagen.“

„Welche Frechheit!“ schrie der dicke Herr. „Er will mit mir im Vertrauen sprechen!“

Und er trat erschreckt zurück bis an das Fenster.

„Ich bin nicht gefährlich," sagte Karl gutmüthig. „Um den Schein zu meiden, als beabsichtige ich Böses, überliefere ich Ihnen mein Pistol, das ebenso wenig geladen ist, als der Karabiner. Untersuchen Sie es; man wird mich dann nicht eines Angriffs auf das Leben eines Beamten zeihen können."

Er gab die Waffe dem Gensdarmen, der sie hastig ergriff und prüfte.

Karl warf Tornister und Stock in eine Ecke des Zimmers.

Den Ortsschulzen mochte bei dem Klange der Stimme des Reisenden eine Ahnung beschleichen, die ihn mild stimmte. Nachdem er die Züge und die Gestalt des Mannes betrachtet hatte, gab er dem Sicherheitsorgane einen Wink mit der Hand.

„Soll ich gehen, Herr Ortsschulze?"

„Ja."

„Gut."

„Aber bleiben Sie in dem Vorzimmer. Ich halte es für Pflicht, Jeden anzuhören, der gehört sein will."

Die beiden Brüder waren allein.

„Franz, kennst Du mich wirklich nicht, oder willst Du mich nicht kennen?"

„Also doch!" murmelte der Dicke.

„Habe ich mich denn so gewaltig verändert?"

Der Ortsschulze begann wieder zu rauchen.

„Der Demokratenbart steht Dir schlecht. Doch, ein Jeder richtet sich nach seinem Geschmack ... Es ist mir nicht lieb, daß Dich der Gensdarm in mein Haus gebracht ... Raufereien auf offener Straße ... Du siehst nicht empfehlend aus."

Und der Dicke betrachtete höhnend den Heimgekehrten vom Kopf bis zu den Füßen.

Karl erlag fast der Last, die sich auf sein Herz wälzte. Nach dem, was vorangegangen, durfte er auf einen herzlichen Empfang wohl nicht schließen; daß aber der Bruder, mit dem er nie in Feindschaft gelebt, seine Gesinnungen so offenkundig machen würde, hatte er nicht gefürchtet.

„Franz," begann er ernst, „mich hat das Schicksal weidlich abgehetzt."

„Deine Schuld!" warf Franz phlegmatisch ein.

„Mag sein; aber darüber zu entscheiden ist Deines Amtes nicht."

„O, es fällt mir auch nicht ein!"

„Du bietest mir weder die Hand zum Willkommen, noch richtest Du ein freundliches Wort an mich, denn ich bleibe doch immer Dein Bruder."

Der Ortsschulze, den der Spazirgang durch das

Zimmer ermüdet hatte, warf sich auf den Sessel vor dem Schreibtische.

„Thut mir leid ... hättest Du Dich besser benommen ... was sollen die Leute davon denken, daß Du als Arrestant zu mir gebracht worden bist? Ich gäbe viel darum, wenn dies nicht geschehen wäre. Du hast Dich an einem Beamten vergriffen, und ich muß dem Landrathe Bericht darüber erstatten! Der Name „Bertram" leidet darunter. Verlangst Du noch einen freundlichen Empfang? Soll ich Dir etwa die Hand dafür drücken, daß Du mich blamirst? Du hast dem Vater Gram und Kummer genug bereitet ..."

Karl hatte bitter lächelnd zugehört.

„Sprich nicht weiter!" unterbrach er den Dicken.

„Wie Du willst!"

„Du hast mir den Standpunkt klar genug angedeutet, den Du mir gegenüber einnehmen willst. Wohlan, so werde ich auch den meinigen einnehmen. Ich bin der Sohn vom Hause, wie Du es bist ... den Bruder verleugnest Du ... auch ich erkenne ihn nicht an. Wir stehen uns als Geschäftsleute einander gegenüber."

„Gut, sprich Dich aus, mein Freund; aber beeile Dich, denn ich kann Dir nur noch eine kurze Frist schenken."

„Und dann, so meinst Du, kann ich gehen? Ich befinde mich in dem Hause meines Vaters . . .

Franz streckte die Hand aus.

„Du irrst, mein Freund!" rief er. „Das Haus, in welchem Du Dich befindest, ist mein Eigenthum; ich bin der Herr darin, ich kann schalten und walten nach Belieben. Vergiß das nicht!"

Der Ingenieur blieb ruhig; er hatte es sich vorgenommen, kalt zu handeln, obgleich das Blut in seinen Adern kochte, obgleich der Kopf ihm glühte und die Augen brannten.

„Dann freilich bin ich nicht am rechten Orte!" rief er. „Ich habe den Vater, den braven Müller Bertram gesucht. Wo finde ich ihn denn?" fragte er, den Ortsschulzen mit glühenden Blicken ansehend. „In welchem Hause wohnt er jetzt?"

Franz machte ruhig einen Zug aus seiner Cigarre, dann antwortete er:

„Der Vater ist todt!"

„Und Du hast es mir verschwiegen? Mensch, das ist eine Schandthat, die wie Feuer auf Deinem Gewissen brennen muß, wenn Du noch ein Gewissen hast! Der Vater stirbt, man begräbt ihn und verschweigt es seinem zweiten Sohne! Doch ich will mich ja nicht aufregen, ich will ruhig bleiben . . ."

Er ging hastig durch das Zimmer, um den furchtbaren Aufruhr in seinem Innern zu bekämpfen. Plötzlich blieb er vor dem Ortsschulzen stehen, der gleichgiltig die Spitze seiner Cigarre betrachtete.

„Franz," fragte er mit vor Zorn erstickter Stimme, „warum sollte ich den Tod des Vaters nicht erfahren? Antworte mir offen und frei; ich bin gefaßt, auch die empörendste Antwort zu hören. Ich bin, um es kurz auszudrücken, auf Alles gefaßt!"

„Du willst es wissen?"

„Ja, ja!"

„Ich habe es dem Sterbenden versprochen . . ."

„Mensch, Du lügst! Der Vater hegte keinen Groll gegen mich. Verleumde den Todten nicht!"

„Ich kann Dir einen Zeugen bringen."

„Wen?"

„Den Freund des Verstorbenen, den braven Hiller."

Karl fuhr bestürzt zurück.

„Hiller?" stammelte er. „Hiller war Zeuge, daß der Vater . . ."

„Dich als den Urheber seiner Leiden anklagte und von mir forderte, eben so wenig Rücksicht auf Dich zu nehmen, als Du auf ihn und seinen guten Namen genommen hast. Als die Kunde aus der Stadt zu uns kam, Du habest Dich gegen die gesetzliche Ordnung auf=

gelehnt und säßest im Gefängnisse, da zitterte der Vater und weinte. Wir hatten Mühe, ihn zu trösten. Dem guten Hiller gelang es, ihm einen milden Begriff von Deinem Verbrechen beizubringen. Als wir in den Zeitungen lasen, Du seiest auf eine räthselhafte Weise aus dem Gefängniß entschwunden und entflohen, da weinte der alte Mann zwar nicht, aber er seufzte, schüttelte den greisen Kopf und sagte: „Mein ehrlicher Name wird bei solchen Gelegenheiten in den Zeitungen genannt.“ Nun brachten die Zeitungen eine andere Botschaft: „Karl Bertram aus Burgfeld, der als Ingenieur an der zu erbauenden Eisenbahn arbeitet, ist, da er entflohen, in contumaciam zu zwanzigjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt.“ Da brach der alte Mann zusammen; er ward krank, erholte sich zwar wieder, siechte aber langsam dahin, bis er starb. Als er sein Ende nahen fühlte, machte er sein Testament. Und es war ein Glück, daß er es gemacht; denn kaum war mir die Besitzung zugeschrieben, die zu erwerben der thätige Vater sein ganzes Leben gebraucht hat, als das Criminalgericht erschien, um das Vermögen des flüchtigen Verbrechers einzuziehen. Der Vater erklärte zu Protokoll, daß er sich von seinem Sohne losgesagt und ihn enterbt habe. Andernfalls, mein Freund, wäre der Schweiß und das Blut unseres Vaters durch Deine Schuld dem Staate anheimgefallen. Nun aber

habe ich dafür gesorgt, daß Du nicht ganz leer ausgehst. Ich habe von dem Vater die Erlaubniß erwirkt, Dir die Buschmühle zu übergeben, wenn es Dir je gestattet sein sollte, zurückzukehren. Das Grundstück ist nicht groß, aber es liegt in einem schönen Thale und ernährt seinen Mann, wenn er fleißig und thätig ist. Du kennst das Handwerk — ich glaube, wir haben Dich gut versorgt. Nimm Deinen Tornister und wandere nach der Mühle, die Dein Eigenthum ist. In einer Stunde kannst Du dort sein. Eberhard, unser alter Knappe, den Du kennst, bewirthschaftet die Mühle. Er weiß um das Abkommen und wird Dich aufnehmen. Willst Du den Alten nicht behalten, so mag er in meinen Dienst zurücktreten. Das Testament des Vaters liegt in Abschrift bei dem Landgericht . . . es steht Dir frei, Einsicht davon zu nehmen. Was nun Dein neuestes Vergehen anbetrifft, so werde ich den Gensdarm zu veranlassen wissen, daß er die unsaubere Geschichte verschweige. Mit dem Wunsche, daß Du mich nie in die unangenehme Lage versetzen mögest, gegen Dich als Ortsschulze, der zugleich die Polizeigewalt im Dorfe ausübt, einzuschreiten, entlasse ich Dich."

Franz stand auf und machte eine Bewegung mit der Hand, die seinen Worten Nachdruck geben sollte.

„Das hat der Vater gethan?" fragte Karl, nachdem er mit beiden Händen den Kopf betastet hatte, als

ob er sich von der Wirklichkeit seiner Existenz überzeugen wollte. „Der Vater hat mich mit der elenden Mühle, die kaum das liebe Brod gewährt, abgefunden?"

„So ist sein Wille."

„Und du mein einziger, mein leiblicher Bruder, Du wohnst in einem Palast?"

„Wer sich gut bettet, schläft gut! Ich kann nicht mehr thun. Uebrigens meide alle Gemeinschaft mit mir, denn meine Stellung erfordert es, daß ich mit einem zum Zuchthause Verurtheilten nicht umgehe."

Jetzt erwachte der Stolz in dem Verstoßenen.

„Franz," sagte er, bitter lächelnd, „wie Dein Körper, so hat sich auch Dein Charakter verändert. Du spielst eine zu lächerliche Figur, als daß ich Dir zürnen könnte."

„Karl!" rief der Dicke, dessen Augen glühten.

„Armer Schächer, ich bemitleide Dich. Deine Auffassung vom Leben macht dem fetten Bauer, aber nicht dem verständigen Manne Ehre. Du hältst mich für einen Verbrecher, stößest mich als einen solchen von Dir ... aber mein Verbrechen ist Dir wohl sehr gelegen gekommen? Wäre ich der Handwerker geblieben, der sein Tagewerk ruhig abklopft, ich theilte heute mit Dir das reiche Erbe! Wie jammervoll stehst Du vor mir, dem

Betrogenen und Verstoßenen! Ich an Deiner Stelle würde vor Scham in die Erde sinken!"

„Reize mich nicht!" zischte der Ortsschulze wie eine Schlange.

„Und was wird, wenn ich Dich reize?"

„Ich kann Dich verderben."

„Lächerliche Drohung!"

„Bedenke, daß man Dich als Arrestant zu mir gebracht hat."

Karl nahm sein Reisebündel und seinen Stock, warf noch einen verachtenden Blick auf den Ortsschulzen und verließ das Gemach. Der Gensdarm wollte ihn im Vorzimmer zurückhalten. Franz, der in der geöffneten Thür stand, befahl freien Abzug. Wie ein Trunkener schwankte Karl durch den Hof in das Freie. Die Brust wollte ihm zerspringen. Er ging langsam an dem Eisengitter hin, das die reiche Besitzung einschloß. Nach einigen Minuten sah er die alten Mühlgebäude und hörte das Geklapper des Triebwerks. Dort war der Hof, in dem er als Knabe gespielt ... dort stand die alte durch Eisenklammern zusammengehaltene Linde, die er so oft im jugendlichen Uebermuthe erstiegen, und dort stand der kleine Holzthurm, in welchem er seine Tauben gepflegt. Die ganze Kindheit mit ihren Freuden stieg vor seinen Blicken auf ... vor den Blicken des armen, verlassenen

Mannes. Es war ihm nicht einmal gestattet, den Ort zu betreten, den die Erinnerung geheiligt hatte. Er ging weiter, das glühende Gesicht dem kalten Abendwinde preisgebend. Nachdem er eine Weidengruppe durchschritten, kam er an einen hohen Steg, der über den Fluß führte. Von der Höhe herab sah er in das blinkende, ruhig dahin fließende Wasser, das so oft den Kahn des frohen Knaben getragen hatte. Wie alte Bekannte grüßte er das umbuschte Ufer, die Erlen und Weiden, die aus den Flußbüschen emporragten. Ueberall zeigten sich dieselben Gestalten, dieselben Umrisse, dieselben Biegungen des Ufers, wie er sie als Knabe gesehen.

„Nein," rief er, „haben mich auch die Menschen verlassen, ist auch Helene treulos geworden, hat mich auch der Vater verstoßen ... ich selbst will mir treu bleiben: Habe ich ein Verbrechen begangen? Bin ich ein unehrlicher Mensch? Mein Gewissen ist rein, und mit Gottes Hilfe werde ich Kraft finden, die Ruhe in meinem Gemüth herzustellen. Die Menschen verdienen nicht, daß man sich für sie opfert: man muß sie bemitleiden und verachten!"

Er schritt rüstig weiter. Bald öffnete sich ein Thal, in dem sich ein gebahnter Fußweg fortschlängelte. Das Abendroth verschwand, Nebel hüllten die Erde ein. Es

ward kalt. Der Nachtwind rauschte in den Zweigen und schüttelte dürres Laub ab. Bald ließ sich das Rieseln eines Baches vernehmen, der unter Gesträuchen und Büschen verborgen dem Flusse zueilte. Es konnte nur ein kleines, armseliges Wasser sein, denn sein Murmeln ward durch den Wind übertönt. An diesem Bache zog sich der Fußpfad hin, den Karl so hastig verfolgte. Er dachte nicht mehr, denn er konnte die Dinge nicht fassen, die er erlebt hatte. Die Begriffe, die er in sich aufgenommen, gestalteten sich zu wirren Bildern. Nach einer halben Stunde blinkte ihm ein Licht entgegen. Es glich einem Irrwisch, der im Moore glüht. Nun schritt Karl über einen schmalen Steg, der wie ein Rohr unter der Last des Menschen schwankte. Ein mattes langsames Klappern ließ sich hören, das man mit den schwachen Pulsschlägen eines Sterbenden vergleichen konnte. Das Licht, das der Wanderer schon aus der Ferne gesehen, schimmerte durch das Fenster eines an der Thalwand liegenden Hauses. Hinter demselben plätscherte das Wasser auf das Mühlrad, dessen Bewegung das kleine morsche Gebäude erzittern ließ. Dort unten am Flusse rauschten majestätisch die gewaltigen Schaufelräder des einen Bruders; hier krächzte, dem Stillstande nahe, das Rädchen des andern. Und Beide waren Söhne eines Vaters, einer Mutter!

Karl sah durch die trübe Scheibe des zitternden Fensters.

Ein alter Mann in mehlbestaubter Kleidung saß am Tisch und verzehrte das Abendessen. Ein Mütterchen in bäuerischer Kleidung nahm ihm gegenüber Platz. Beide ahnten den Lauscher am Fenster nicht, der bewegt die Gruppe betrachtete. Er sah ja die lieben Gesichter der Domestiken, die in dem Hause des Vaters alt geworden. Eberhard, der Mühlknappe, war der Mann Justinens, die in der großen Mühle als Magd gedient. Wie alt war die gute Frau geworden, wie hatte sich ihr Haar weiß gefärbt!

„Unser Bach hat die Schwindsucht!“ sagte Eberhard. „Es ist ein Jammer, dieses Geklapper anzuhören. Wenn morgen oder übermorgen nicht ein tüchtiger Regen kommt, ist es aus.“

„Setze das Wehr zu,“ meinte Justine; „wir wollen zeitig zur Ruhe gehen.“

„Zusetzen? das ist unnütz. Warte noch eine halbe Stunde und das Rad steht von selbst still. Einen so trockenen Herbst haben wir lange nicht gehabt.“

„Alter, wollen wir den traurigen Winter wieder in der Buschmühle verleben?“

„Freilich, der Winter hier ist gräßlich. Man ist eingeschneit und eingefroren, Arbeit giebt es nicht

und die Leute, die sonst wohl ein Mal kommen, bleiben aus.

„Man kann ja die Barake nicht einmal erwärmen. In allen Wänden sind Ritzen und Löcher, durch die der Wind bläst. Es ist zum Gotterbarmen. Sorge wenigstens dafür, daß Herr Bertram diesen Herbst noch bauen läßt.“

„Dafür soll ich sorgen?“

„Du mußt es dem Herrn dringend vorstellen.“

„Nein,“ rief Eberhard, „das geschieht nicht.“

„Er weiß vielleicht nicht, wie traurig es hier aussieht, denn er kommt ja nicht zu uns.“

„Er weiß Alles, ich habe es ihm mehr als einmal gesagt. Kommt ein tüchtiger Sturm, so stürzt uns die Hütte über dem Kopfe zusammen.“

„Das hast Du dem Herrn gesagt?“

„Ja.“

„Und was antwortete er?“

„Er habe so viel zu bauen, daß er vor der Hand an die Buschmühle nicht denken könne, die außerdem auch sicher an dem Berge läge und von Hochwasser nicht bedroht werde. Da hat er recht, Hochwasser kennen wir hier nicht. Frau, ich verachte den Geizhals, der das erbärmliche Grundstück seines Bruders zu Grunde gehen läßt. Was hat ihm das neue Wohnhaus und

der Garten gekostet! Ich war vor einigen Tagen dort ... Justine, es ist eine wahre Pracht. Die Zimmer sind gemalt und tapezirt wie auf dem Edelgute des Landraths. Man erkennt die alte Mühle gar nicht wieder. Da wird das Geld mit vollen Händen ausgegeben, da gilt kein Sparen und Einschränken. Das, was eine einzige Abendgesellschaft kostet, reicht hin, um die Buschmühle auszubauen."

Justine schüttelte das greise Haupt.

„Herr des Himmels," rief sie, indem sie das Messer auf den Tisch legte, „wie hat sich dieser Franz verändert! Das hätte ich nimmermehr geglaubt."

„Der Hochmuthsteufel ist in ihn gefahren, der treibt ihn zu den tollsten Streichen. Da hat er sich nun zum Ortsschulzen wählen lassen, weil er ein Beamter sein will ... die Geschichte kostet ihm schweres Geld. Die vornehmen Leute kommen, um bei dem reichen Müller zu schmausen, und wenn sie gehen, lachen sie über ihn. Daß der Narr so Etwas nicht merkt, er ist doch sonst so dumm nicht."

„Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht."

„Bei dem Ortsschulzen wird er wohl noch eine Zeit lang halten."

„Hat denn der Alte wirklich so viel hinterlassen, als man sich erzählt?"

„Das will ich meinen! Und was trägt die Zuckerfabrik ein, die sie angelegt haben! Frau, die Fabrik ist mehr werth als ein Rittergut. Tag und Nacht dampfen die hohen Schornsteine. Hunderte von Leuten wechseln mit der Arbeit ab und Wagen kommen und gehen zu jeder Stunde. Der Fabrikant hat mehr als die Hälfte des Capitals, das er zur Einrichtung brauchte, vom alten Bertram geliehen. Und Franz ist der Compagnon des Fabrikanten. Er will es nicht Wort haben, aber es ist doch so. O, der Bursche ist schlau wie der Thorschreiber in der Stadt. Spekuliren kann er, wie Keiner in der Gegend, aber er ist ein schlechter Kerl ..."

„Eberhard, Du wirst schon wieder zornig!" mahnte die Alte. „Vergiß Dich nur nicht einmal, wenn Leute dabei sind, die dem Ortsschulzen Deine Aeußerungen hinterbringen. Wir stehen nun einmal in seinen Diensten, und weß' Brod ich esse, deß' Lied ich singe."

„Ja, Alte, Du hast Recht, man muß seinen Aerger verschlucken. Wenn nur der liebe Gott wollte, daß Karl zurückkäme ..."

„Glaubst Du, daß er kommen wird?"

„Wohl möglich, denn es sind schon Viele zurückgekehrt, die flüchten mußten."

„Der arme Mensch wird sich wundern, wenn er die Buschmühle beziehen soll."

„Ja, er wird sich über Manches wundern!“

Eberhard betete, wie er nach jeder Mahlzeit pflegte, und stand auf.

In diesem Augenblicke klopfte der Wanderer an das Fenster.

Der Müller öffnete.

„Wer ist da?“

„Ein Gast aus der Fremde.“

„Aus der Fremde?“

„Nehmt mich auf, Ihr lieben Freunde, wenn das Dach des Hauses auch morsch, die Wände auch locker sind. Justine, Eberhard, nehmt mich auf!“

Justine stieß einen hellen Schrei aus. Eberhard zog den Kopf aus dem Fenster zurück und murmelte:

„Frau, erschrick nicht, der Mensch hat zwar einen wilden Bart und einen armdicken Stock, aber ich habe zwei geladene Gewehre.“

„Mann, die Stimme ...“

„Was für eine Stimme?“

„Karl Bertram ...“

„Sollte der aussehen wie ein ...“

„Ja, ich bin ein Bettler!“ rief Karl. „Meine Gestalt hat sich verändert, aber die Stimme ist dieselbe geblieben. Justine, Eberhard! Karl Bertram klopft an die Buschmühle!“

Die Thüren flogen auf.

„Herein, herein, mein lieber Herr!“ rief Eberhard, der den Riegel so kräftig zurückgeschoben hatte, daß das Fachwerk zitterte.

Justine stand hinter ihm, in der bebenden Hand die Zinnlampe haltend. Sie weinte laut, als sie den ärmlich gekleideten Reisenden erblickte.

„Herr Bertram!“ rief der Müller.

„Eberhard, alter lieber Freund!“

Die letzten Worte erstickten in der Umarmung. Das Mütterchen eilte in die Stube zurück, wo sie die schwere Zinnlampe auf den Tisch setzte, denn sie konnte sie vor freudigem Schreck nicht mehr halten.

Nun trat auch Karl ein, dessen Tornister und Stock Eberhard dienstfertig nachtrug.

Das Mütterchen trocknete sich mit der blauen Leinwandschürze die feuchten Augen.

„Herr des Lebens!“ rief sie schluchzend.

„Justine!“

„Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt!“

Sie mußte es dulden, daß der kräftige Karl ihr Mund und Wangen küßte, und sie duldete es, denn sie hatte den Knaben und den Jüngling geliebt, wie sie den Mann jetzt noch liebte. Seit seiner Flucht hatte sie manche Thräne um ihn geweint.

Dem Verstoßenen ward das Herz weich, als er in die treuherzigen Augen der alten Leute sah. Ihm ward ja hier der erste warme Händedruck, der erste freundliche Blick, die erste Theilnahme an seinem Geschick. Tiefe Rührung übermannte ihn, er konnte nicht mehr sprechen.

„Ich errathe Alles!" rief Eberhard. „Meine Ahnung hat mich nicht getäuscht. Habe ich recht, lieber Herr, habe ich Recht? Die Thür des schönen Wohnhauses hat man vor Ihnen verschlossen ..."

Karl nickte mit dem Kopfe.

„Ich habe keinen Vater, ich habe keinen Bruder mehr!" fügte er schmerzlich hinzu.

„Aber der alte Eberhard, die alte Justine ist noch da! Herr, wir haben Sie erwartet, deß' ist der liebe Gott unser Zeuge. Und nun wollen wir Sie so gut als möglich aufnehmen. Frau, schaffe ein Nachtessen, plündere Küche und Keller."

Mutter Justine war schon beschäftigt. Sie breitete ein weißes Tuch über den Tisch, brachte Teller, Messer und Gabel und sah dabei unter Thränen lächelnd den Gast an, der in ihrem Lehnstuhle neben dem warmen Ofen saß. Auf dem Herde in der Küche prasselte ein großes Feuer.

„Was wird nun?" fragte Karl.

„Sie bleiben in der Buschmühle ... das Uebrige findet sich."

Bei den Dienstleuten fand der müde Wanderer die Ruhe, die man ihm im Vaterhause versagt hatte. Eine Stunde nach der Ankunft führten ihn die Alten in die Giebelkammer, wo ein reinliches Bett bereit stand.

II.

Das Geheimniß.

Acht Tage waren seit der Ankunft Karl Bertram's verflossen. Es war Sonntag. Die Sonne verscheuchte die Herbstnebel und sandte siegreich ihre Strahlen auf die Erde, die im ersten Reife glänzte. Die Glocken der Dorfkirche luden die Gemeinde zum Gottesdienst ein. Feierlich hallte das Geläut durch den stillen Morgen

Helene stand in ihrem traulichen Stübchen, dessen Fenster nach dem Friedhof hinausging, vor dem Spiegel; sie vollendete ihre Toilette. Heute, an dem Tage des Herrn, trug sie ein Kleid von schwarzer Seide. Das volle dunkelbraune Haar schmückte eine einfache Bandschleife. Eine feine Goldkette schlang sich zwei Mal um den wie Alabaster weißglänzenden Hals. Wer jetzt hätte durch das Fenster sehen und lauschen können, würde

entzückt gewesen sein von der Schönheit der Tochter des Dorfschullehrers. Helene zählte zwar bereits fünfundzwanzig Jahre, aber ihre zierlichen, eleganten Körperformen und das überaus feine Gesicht ließen sie jünger erscheinen.

„Für wen schmücke ich mich denn?" fragte sie sich traurig, als sie den letzten Blick in den Spiegel über der Commode warf. „Für den Vater? Für den Vater!" beantwortete sie hastig diese Frage. „Ich will dieselbe Sorgfalt auf meine Toilette verwenden, die man an mir rühmt und von gewissen Seiten her auch tadelt. Die reichen Bauern mögen ihre Glossen im Stillen machen, ich kümmere mich nicht darum ... Niemand soll ahnen, daß ich ein großes und schweres Opfer bringe, daß mir selbst der Putz keine Freude mehr macht. Ach, sonst war es anders!"

Sie schwieg plötzlich. Starr sah sie durch das Fenster auf den Friedhof. Ihre feinen Lippen zuckten leise, mühsam kämpfte sie eine schmerzliche Bewegung nieder, die ihr Thränen zu erpressen drohte. Die kleine Hand legte sich wie unwillkürlich auf den wogenden Busen.

„Armer Vater!" hauchte sie bebend vor sich hin.

Der alte Schullehrer ging auf dem schmalen Wege, der sich zwischen eingesunkenen Grabhügeln hinzog, der

Kirche zu. Er war sonntäglich geschmückt. Der Frack und die Weste waren von schwarzem feinen Tuche. Sie, sowie die weiße Halsbinde und die weißen Handschuhe, sauber von der sorglichen Tochter vorbereitet, gaben ihm das Ansehen eines Landgeistlichen. Sein schneeweißes Haar quoll unter dem schwarzen runden Hute in den Nacken herab. Der Greis, sein dickes Choralbuch tragend, ging langsam und gebeugt. Helene sah ihm nach, bis er in einer Seitenthür der Kirche verschwand.

„Der Gram beugt ihn danieder!“ dachte Helene, „der Gram um seine Tochter, die er über Alles liebt. Er will nicht, daß ich unglücklich werde, sein Ehrgefühl kämpft mit der Vaterliebe. Der hochbetagte Mann hat den Entschluß gefaßt, sich vor dem eisernen Geschick zu beugen, das über uns hereingebrochen. Wohlan, ich will denselben Muth zeigen. Ich trage die Schuld, daß die Dinge sich so gestaltet haben: ich werde auch den drohenden Schlag abzuwenden wissen. Karl's Ankunft erleichtert mir das Werk, das zu vollbringen mir die Kindespflicht gebietet. Die Tochter soll den Vater an Großmuth übertreffen.“

Hastig öffnete sie den Kasten der Commode und holte einen eleganten Hut hervor, den sie auf das Haupt setzte. Dann warf sie ein großes Tuch von feiner Wolle um die Schultern, nahm das mit Goldschnitt gezierte

Gesangbuch und verließ das Zimmer. Wie eine Stadtdame, die nur zur Kirche geht, um ihren Putz zu zeigen, verfolgte sie denselben Weg, auf dem wir den Vater gehen gesehen haben.

Die arme Helene! Es dachte wol auf der weiten Erde Niemand weniger daran, zu kokettiren, als sie. Der modische Putz war ihr lästig, der Gedanke, ihn angelegt zu haben, trieb ihr die Röthe der Scham auf die Wangen und machte sie zittern. Noch nie hatte sie einen Hut getragen, wenn sie dem Gottesdienste beigewohnt: das glänzende Haar und die einfache Bandschleife waren ihr Kopfputz gewesen.

Die alte Magd, welche das Hauswesen besorgen half, stand in der Thür und sah ihr nach.

„Immer besser!" flüsterte sie. „Das Jüngferchen treibt es wirklich arg. Nun, man weiß schon, was das Alles zu bedeuten hat. Mit Speck fängt man Mäuse."

Helene erreichte die kleine Vorhalle der Kirche.

„Guten Morgen, Mamsell Hiller!"

So ward sie von dem alten Eberhard angeredet, der mit ihr zugleich eintrat.

Sie dankte so unbefangen, als es ihr möglich war.

In diesem Augenblicke begann der alte Schulmeister, der zugleich Organist war, das Vorspiel. Die vollen

Töne der Orgel rauschten festlich durch das mit Andächtigen gefüllte Gotteshaus.

Eberhard, der seinen hellgrauen Sonntagsrock trug, ward verlegen, als er die schön geschmückte Dame betrachtete. Er schien den Muth verloren zu haben, ein Gespräch fortzusetzen, das er beabsichtigte.

„Mamsell Hiller!" wiederholte er mit Anstrengung, als er sah, daß das junge Mädchen die Kirche betreten wollte.

Sie wandte sich noch einmal zurück.

„Wollen Sie mir etwas sagen, Meister Eberhard?" fragte sie freundlich.

„Ja."

„So sprechen Sie!"

„Ich weiß nicht, ob ich es wagen soll ..."

Helene's Wangen überzog eine glühende Purpurröthe; sie schrieb die Befangenheit des alten Mannes, den sie schätzte, dem Eindrucke zu, den ihre Toilette ausübte.

„Wagen Sie es nur, lieber Meister, wenn es überhaupt ein Wagniß ist, mit mir zu reden."

„Karl ist da."

„Ich weiß es."

„Er wohnt in der Buschmühle."

„Man sagte mir, er sei wieder abgereist."

„Das geht nicht so schnell, Mamsell Hiller; man läuft nicht in die Welt hinein ohne Zweck und Ziel. Die Buschmühle ist klein und ärmlich, aber sie bietet doch ein Obdach. Auch wohnt es sich mit gutem Gewissen in einer alten Mühle besser, als mit schlechtem Gewissen in einem schönen Hause."

Helene senkte die Blicke auf ihr Gesangbuch.

„Sie wollten mir etwas sagen, Meister Eberhard!" flüsterte sie kaum hörbar.

„Das gehört dazu, liebe Mamsell!" murmelte der Müller mit bebender Stimme.

„Ich begreife nicht, zu welchem Zwecke Sie mir das sagen."

„Hüten Sie sich vor einem bösen Gewissen!"

„Meister Eberhard ..."

„Ich sage Ihnen das an der Kirchthür, an dem Eingange zum Hause Gottes! Da drin ist gewiß Mancher, der aus Leibeskräften betet und singt, um die Stimme des Gewissens zu beschwichtigen; aber es hilft nichts. Wer sein gegebenes Wort bricht, ist ein schlechter Mensch, und wer das nicht hält, was er geschworen hat, muß Zeit seines Lebens unglücklich werden, auch wenn er schöne Kleider trägt und täglich Braten und Wein genießt. Das Gewissen läßt sich wol eine Zeit lang einschläfern, aber nachher erwacht es und spricht lauter

als die Orgel Ihres Vaters. Denken Sie an die Worte, Mamsell, die Ihnen heute der alte Müller sagt."

Helene zitterte heftig. Das Buch entsank fast ihrer Hand.

„Meister," entgegnete sie, „warum sagen Sie mir das?"

„Um Sie zu warnen?"

„Wovor?"

„Vor dem Gewissen."

„Ich habe wissentlich keinen Fehltritt begangen."

„Aber Sie werden ihn begehen."

„Meister!"

„Denken Sie an den neuen Gerichtsamtmann! Denken Sie an Karl Bertram!"

„Karl! Karl!" stammelte das arme Mädchen. „Ich begreife ... er hat Sie abgeschickt."

„Abgeschickt?"

„Sie haben stets eine besondere Vorliebe für ihn gehegt."

„Mamsell, ich lasse mich nicht abschicken!" rief stolz der alte Mann. „Was ich thue, thue ich aus eigenem Antriebe und aus Ueberzeugung. Karl weiß nicht, daß ich mit Ihnen rede, und wenn er meine Absicht gekannt hätte, als ich diesen Morgen den Weg zur Kirche an=

trat, er würde mich wahrlich nicht fortgelassen haben. Ja, Mamsell, so stehen die Dinge!"

Der aufgeregte Müller stieß mit seinem Stock auf den Steinboden.

Helene hatte ihre Fassung wieder gewonnen.

„Meister," sagte sie ruhig, „Ihre gute Absicht ist nicht zu verkennen; aber wenn Sie Karl's Glück wollen, so sorgen Sie dafür, daß er sich mir nicht nähere, daß er mich vergesse."

„Oh, oh!" rief Eberhard. „Glauben Sie, wir fürchten uns vor dem Gerichtsamtmann?"

„Karl könnte unbesonnen handeln, er ist heftig ..."

„Aber gut und brav."

„Er kann mir im Herzen nicht zürnen," flüsterte Helene bebend, „und wird mir den Eid zurückgeben, den ich ihm einst geschworen habe."

Dem Alten schwollen die Adern an der Stirn.

„Mamsell," rief er mit erstickter Stimme, und es war ein Glück, daß die Gemeinde in der Kirche mit vollem Orgelspiele sang, „Mamsell, Karl ist jetzt arm, er besitzt nichts, als die baufällige Buschmühle, mit der man ihn abgespeist hat ..."

„Ich beklage ihn aus tiefem Herzen!"

„Beklagen Sie ihn nicht, sondern lassen Sie mich ausreden, denn ich muß die Last von der Brust schüt=

teln, die wie ein Alp darauf liegt: heute ist Karl arm, er kann seinem Bräutchen kein seidenes Kleid, keinen bunten Hut kaufen ..."

„Um Gotteswillen, Meister Eberhard!" rief Helene entsetzt.

Der Alte fuhr ohne Erbarmen fort:

„Aber was würden Sie denn sagen, wenn der Buschmüller eines Tages als reicher Mann käme, der seine Braut in einem schönen Wagen fahren lassen kann? Aber dann können Sie nicht mehr handeln, wie Sie wollen, da Sie Frau Gerichtsamtmännin sind. Das wollte ich Ihnen sagen, und nun denken Sie darüber nach!"

Der Müller wollte sich entfernen.

„Bleiben Sie!" rief Helene hastig. „Bleiben Sie!"

Eberhard sah hoffnungsvoll die Tochter des Schulmeisters an; er glaubte ihr Herz erweicht und eine Aenderung der Dinge herbeigeführt zu haben.

„Meister," sagte Helene schmerzlich, „Ihre Worte haben mir den Beweis gegeben, daß Sie mich nicht kennen; sie haben mich aber auch belehrt, wie Karl Bertram von mir denkt. Es ist wahr, ich schmücke mich nach Art der Städter und kümmere mich nicht um die Spöttereien der Bauern, die mich für stolz und hoffährtig halten. Der Putz, Meister Eberhard, den ich

trage, ist meiner Hände Arbeit, und Niemand . . . hören Sie es wohl? Niemand hat einen Heller dazu beigesteuert, ihn zu beschaffen. Ich empfange und ertheile keine Geschenke. Was nun die Beweggründe anbetrifft, die Sie meinem Benehmen unterlegen, das ich Karl gegenüber beobachte, so gebe ich in der Vorhalle der Kirche feierlich die Versicherung ab, daß mich Rang und Reichthum nicht blenden, daß ich ein bescheidenes Leben mit dem Manne, den ich liebe, dem Glanze und dem Luxus vorziehe, den ich mit meiner Schmach erkaufen muß. Aber Karl hintergeht mich; er spricht nicht, wie er denkt."

„Oho, Mamsell, das ist ein hartes Wort!"

„Nichtsdestoweniger ist es wahr. Sagen Sie ihm das, und Sie werden sehen, Meister, daß er erröthet, wenn er noch ein Gewissen hat. Er ist jetzt arm, darum wendet er sich zu mir; hätte er das Vermögen vorgefunden, auf das er gerechnet, er würde sich um die Tochter des Schulmeisters nicht gekümmert haben, die ihm bis zu dem Augenblicke treu geblieben, in dem ihr die Kunde von dem schmählichen Verrathe ward, der mir jetzt das Herz durchschneidet."

„Was ist das?" murmelte Eberhard. „Sie sprechen da seltsame Dinge, Mamsell. Karl Bertram ist ein ehrlicher, braver Mann; ich kenne ihn so genau, wie ich

mich selbst kenne. Schon als Knabe war er heftig und machte manchen tollen Streich; aber auf einem schlechten Streiche habe ich ihn nie ertappt, nie! Man hat ihn bei Ihnen verleumdet! Das sage ich, der alte Müller, den man wegen seiner Geradheit grob nennt. Den nenne ich einen ausgemachten Schurken, der meinen Herrn einer Schlechtigkeit zeiht. Element, Karl Bertram betrügt keinen Menschen, er giebt den letzten Groschen hin, um seinem Nächsten beizustehen; und für Sie würde er in den Tod gehen, denn er liebt und achtet Sie. Mamsell, soll ich nicht glauben, daß Sie nur nach einem Vorwande suchen, um sich von dem armen Manne loszumachen, so sagen Sie mir offen und ehrlich, was Karl verbrochen hat. Sie dürfen mir aber auch die Leute nicht verschweigen, die ..."

Eine Bäuerin trat ein, die dem Gottesdienste beiwohnen wollte. Sie grüßte und ging vorüber.

„Meister," flüsterte Helene, „Sie sind der aufrichtige Freund Karl's."

„Nein, ich bin ihm mehr: sagen Sie lieber, daß ich ihm Vater bin. Und, so wahr mir Gott helfe in meinem letzten Stündlein, ich wende mich von ihm ab, wenn ich je erfahre, daß er eine Schlechtigkeit begangen hat.

Sie ergriff seine rauhe Hand und drückte sie innig.

„Meister, Sie sind als ein braver Mann bekannt.“

„Wäre ich ein Schuft, so säße ich nicht in der Buschmühle.“

„Ich will mich Ihnen anvertrauen.“

„Daran thun Sie wohl.“

„Aber Sie werden schweigen.“

„Wie der ausgediente Mühlstein, der in meinem Hofe liegt.“

„Und Karl . . .“

„Soll es nur dann erfahren, daß ich mit Ihnen gesprochen habe, wenn ich ihm nachweisen kann, daß böse Menschen ihn verleumdet haben. Hier ist meine Hand!“

Helene schlug ein.

„So hören Sie denn, Meister! Karl hat sechs Jahre in London gelebt.“

„Das hat er mir erzählt.“

„Er hat nicht eine einzige Zeile an mich gerichtet.“

„Den Grund, den er dafür angegeben, muß ich gelten lassen, so lange ich keinen andern kenne.“

„Hat er Ihnen auch gesagt . . .“

Sie konnte nicht fortfahren . . . sie zitterte . . . Blässe überzog ihr schönes Antlitz.

„Nur weiter, Mamsell!“ ermahnte der Müller, der ein inniges Mitleid mit dem bleichen Mädchen empfand

und längst begriffen hatte, daß es sich um ein ernstes Geheimniß handle.

„Karl Bertram," flüsterte sie mit tonloser Stimme, „hat sich in London verheirathet."

Meister Eberhard ließ vor Schreck seinen Hut zu Boden fallen.

„Verheirathet?" wiederholte er.

Helene nickte schmerzlich mit dem Haupte.

Der Gesang und das Orgelspiel in der Kirche schwiegen. Der Prediger sprach mit lauter Stimme ein Gebet, dessen einzelne Worte sich in der Vorhalle deutlich vernehmen ließen. Helene hatte die Hände gefaltet und betete andächtig mit dem Pfarrer. Eberhard legte seine schwieligen Häude auf den Knopf des Stockes und starrte düster auf den Boden. Die Stille, die während des Gebets in dem Gotteshause herrschte, schien ihm zu lange zu dauern; er bewegte sich unruhig hin und her und sah mit flammenden Blicken auf die betende Helene, in deren Wimpern große Thränen perlten. Endlich erklang die Orgel wieder. Vater Hiller leitete den nun folgenden Choral mit dem vollen Werke ein, als ob er wüßte, daß zwei Menschen in der Vorhalle ein Gespräch führten, welches die Töne seines Instrumentes verdecken sollten. Die christliche Gemeinde stimmte kräftig ein.

„Das ist nicht möglich!" rief Eberhard.

„So habe auch ich gedacht," fügte Helene schmerzlich hinzu.

„Mit wem soll er verheirathet sein?"

„Mit einer reichen Lady, die großes Gefallen an ihm gefunden."

„Freilich, Karl ist ein stattlicher, ein schöner Mann, er weiß zu sprechen und sich zu benehmen, als ob er ein Baron wäre. Aber ich glaube es nicht."

„Glauben Sie es nur, lieber Meister!"

„Meine liebe Mamsell, ich habe nur einen schlichten Müllerverstand, und dieser Verstand sagt mir, daß der Mann einer reichen Engländerin nicht auf Schusters Rappen in unser Dorf kommt, um sich mit seinem geizigen Bruder zu zanken und die elende Buschmühle zu beziehen. Man braucht eben nicht studirt zu haben, um das zu begreifen."

„Karl," fuhr Helene zitternd fort, „hat wohl auch nicht für möglich gehalten, daß seine Ehe eine sehr unglückliche werden würde. Die Lady war ein eigensinniges, zänkisches Weib, das den Mann, den es reich gemacht, völlig beherrschen wollte. Er mußte sich den seltsamsten Launen seiner Frau fügen. Wir kennen Karl ... das gab Zank und Streit. Als die Amnestie verkündet wurde, als den politischen Flüchtlingen die Rückkehr in die Heimat freistand, schüttelte Karl das lästige Joch ab

und verließ seine Frau. Er war zu stolz, um irgend eine Unterstützung anzunehmen, er hat ihr sogar die schönen Kleider zurückgelassen, die er von ihrem Gelde gekauft."

„Das sieht ihm ähnlich!"

„Die Geschichte, hofft er, soll verschwiegen bleiben, und ich . . ."

Sie schwieg und verhüllte ihr Gesicht.

„Element, zwei Frauen kann er nicht heirathen!" rief Eberhard. „Aber wer hat Ihnen denn die saubere Geschichte erzählt?"

„Die Zeitungen."

„Die Zeitungen lügen!"

„Und dann auch hat der Gerichtsamtmann bei einem Advocaten in London angefragt . . ."

„Ah, der Herr Gerichtsamtmann!"

„Auch der Bruder, Franz Bertram. Zuverlässige Briefe haben die Zeitungsnachrichten bestätigt."

„Und ich glaube es dennoch nicht."

„So fragen Sie Matthias Schüler . . ."

„Ist der Taugenichts auch wieder angekommen?"

„Er hat Karl Bertram mit seiner Frau in einem glänzenden Wagen fahren gesehen und ihn in einem schönen Landhause bei London gesprochen. Mein Vater hat sich bei ihm erkundigt."

„Wann?"

„An dem Tage, an welchem Karl zurückkehrte."

Eberhard schüttelte gedankenvoll seinen weißen Kopf.

„Gut, ich übernehme es, uns Gewißheit zu verschaffen. Hat Karl wirklich Ihnen sein Wort gebrochen, so sage ich mich von ihm los. Es erfährt Niemand, daß wir uns verständigt haben. Gehen Sie in die Kirche, ich werde sogleich zu Matthias Schüler gehen. Wir sehen uns bald wieder. Aber bis dahin geben Sie dem Gerichtsamtmann kein Versprechen."

Der Müller verließ rasch die Vorhalle.

Helene betrat die Kirche. Kaum hatte sie ihren Platz eingenommen und das übliche Gebet verrichtet, als die Predigt begann. Sie bedurfte der Tröstungen des Pfarrers, die er in seiner Rede an die Unglücklichen richtete, sie bedurfte des Hinweises auf die Güte Gottes, die selbst Trübsale zum Besten lenkt.

Eberhard ging rasch durch die stillen Gassen des Dorfes. Er trat in den Hof eines Hauses, dessen Schild, auf dem ein Reiter sichtbar, das Wirthshaus ankündigte. Der Bruder des Wirths, ein großer und stämmiger Mann mit einem hübschen Krauskopfe, sah aus dem Giebelfenster, gemüthlich seine Morgenpfeife schmauchend. Fröhlich rief er dem Müller, dem allbekannten, einen Gruß entgegen und lud ihn in das Gast-

zimmer. Eberhard forderte den Raucher auf, in den Hof zu kommen.

„Gern!" rief Matthias Schüler und zog den Kopf zurück.

Um die Vertraulichkeit der beiden Männer erklärlich zu finden, müssen wir dem Leser sagen, daß Matthias von Profession ein Müller war und unter Eberhard's Leitung in der Mühle des alten Bertram das Handwerk erlernt hatte. Dann war er einige Jahre Mühlknappe gewesen. Matthias und sein Bruder machten einen Gewinn in der Lotterie, kauften den „Reiter", bauten einen Tanzsaal und betrieben die Gastwirthschaft. Während der Revolutionszeit hielten die Bauern aus dem Dorfe und der Umgegend Versammlungen in dem Saale des Gasthofes, Matthias machte den Präsidenten, und alle Excesse, die man verübte, wurden in dem „Reiter" berathen. Matthias, ein kecker, aber sonst gutmüthiger Bursche, entzog sich durch Flucht der Verhaftung und ward, wie Karl Bertram, zu langjährigem Gefängniß verurtheilt. In Folge der ertheilten Amnestie war er nun zurückgekommen, nachdem er in London, wo er Mancherlei getrieben, um das Leben zu fristen, sich aufgehalten.

Der Demokrat, wie er im Dorfe genannt ward, erschien . . . er drückte seinem alten Lehrer, den er seit der Rückkehr zum ersten Male sah, herzlich die Hand.

„Matthias, Du weißt, daß ich Dir immer ein Freund gewesen bin."

„Das weiß ich. Sie haben einen tüchtigen Müller aus mir gemacht. Wenn ich die Profession aufgegeben habe, so ist das nicht Ihre Schuld."

„Lassen wir das, Freund!"

Eberhard fragte nun nach dem Leben Karl's in London. Matthias zog ein Gesicht, als ob er nicht gern darüber spreche. Auf die Versicherungen Eberhard's, daß er schweigen werde, erzählte nun der Demokrat genau dasselbe, was wir von Helenen gehört haben.

„Karl Bertram ist ein unbesonnener Mensch," schloß er seinen Bericht. Ich weiß zwar nicht, ob er oder seine Frau die Schuld an der stürmischen Ehe trägt, aber er hätte nicht so leer abgehen sollen. Wie mir ein Engländer sagte, wird sich die Lady nicht von ihm scheiden lassen, man glaubt sogar, daß sie ihn zurückholen wird."

„Ist sie denn jung und schön?"

„Nun, eben jung ist sie nicht mehr; aber schön scheint sie zu sein. Ich habe sie nur aus der Entfernung in dem Wagen gesehen."

„Wie heißt denn die Dame?"

Matthias sann einige Augenblicke nach, ehe er antwortete:

„Ich glaube Lady Morton ... ganz recht, Lady

Morton. Die Heirathsgeschichte machte selbst in dem großen London Aufsehen, wo sich sonst kein Mensch um den andern kümmert. Die Lady soll aber auch so reich sein, daß sie selbst nicht weiß, wie viel sie jährlich einzunehmen hat. Ich hätte nicht an Karl's Stelle sein dürfen ... was hat man denn hier? Das Geschäft geht schlecht, geht eigentlich gar nicht ... ich werde wieder Dienste bei dem Müller nehmen."

„Bei Franz Bertram?"

„Sobald die neue Dampfmühle fertig ist. Aber, Meister, thun Sie mir den Gefallen und sprechen Sie nicht über das, was ich Ihnen gesagt habe. Man kann nicht wissen, ob Karl Bertram, der vor acht Tagen angekommen ist, es gern hat, wenn seine Heirathsgeschichte herumgebracht wird.

Eberhard drückte dem Demokraten stumm die Hand und ging.

Eberhard schlich an der Kirche vorüber und suchte den Weg nach der Buschmühle auf, die er gegen Mittag erreichte. Das Rad stand still, denn es fehlte an Wasser. Die große Mühle arbeitete Sonntag und Werkeltag; hier war es ruhig und einsam, als ob die Buschmühle von allem Verkehr abgeschlossen sei. Die Rehe kamen ungescheut aus dem benachbarten Forst, um sich einen fetten Bissen aus dem kleinen Küchengarten zu holen.

„Wo ist Karl?" fragte der Müller seine Gattin, die vor dem Herde stand und das Mittagsmahl bereitete.

„Er hat gleich nach Dir das Haus verlassen, um einen Spazirgang zu machen. „Mann," fügte Justine mitleidig hinzu, „der arme Karl dauert mich. Da stellt er tausend Fragen wegen Helenen an mich, und ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll. Hübsch ist die Schulmeisterstochter, das muß ihr der Neid lassen; aber die Geschichte mit dem alten Gerichtsamtmann, der ihr Vater sein könnte . . ."

„Du hast recht gethan, Frau, wenn Du über diese Dinge nicht sprichst. Die Leute reden viel, und Karl braucht nicht zu wissen, was geredet wird. Antworte ihm stets, Du kämest nicht aus der Mühle und erführest also nicht, was im Dorfe vorgeht."

Eberhard betrat sein Stübchen, zog die Hausjacke an und warf sich in den Sorgenstuhl am Ofen. Er mußte heute viel der Sorgen haben, denn er blies große Rauchwolken aus seiner kurzen Pfeife und runzelte die Stirn.

IV.

Elisabeth.

Der Frühgottesdienst war vorüber. Helene ging aus der Kirche nach dem Flusse und suchte an dessen

Ufer das Haus des Vaters Diepholz auf. Dieses Haus bestand aus einem Vorplatze, auf dem sich zugleich die Küche befand, und einem Stübchen, an das die einzige Kammer grenzte. Trotz der Armuth herrschte Reinlichkeit und Ordnung in den halbdunklen Räumen. Man sah überall Spuren von der waltenden Hand der sorgsamen Hausfrau. Der Lehmboden war mit frischem Sande bestreut und die wenigen Geräthe standen geordnet an den Wänden.

Vater Diepholz saß mit seinen beiden Enkelkindern auf der Bank; er wollte die Wärme der Mittagssonne so lange genießen, als es möglich war. Freundlich beschied er Helenen auf ihre Frage nach Frau Else, wie sie von den Landleuten genannt wurde, in das Wohnstübchen. Und da saß die arme Wittwe, Kleider, die man ihr geschenkt, für die Kinder zurecht machend. Sie war erstaunt, die geputzte Dame eintreten zu sehen.

„Fräulein Hiller!" flüsterte sie, die Arbeit bei Seite legend.

Helene wollte ihr die Hand reichen.

„Darf ich Ihnen einen Stuhl anbieten," sagte sie ausweichend.

„Ich nehme ihn an und erbitte mir von Ihnen eine Unterredung, Frau Diepholz."

Elisabeth, wir wollen sie so nennen, war in ihrer

traurigen Kleidung eine wunderbare Erscheinung. Die Bäuerin, die sich Sonntags vor den geputzten Leuten nicht sehen ließ, benahm sich mit einem Anstande und einem Tact, der einer Salondame Ehre gemacht hätte. Heute, da ihr braunes Haar geordnet war, erkannte man die Schönheit des bleichen Gesichts. Das große blaue Auge, drückte sich auch ein tiefer Schmerz darin aus, verrieth einen ungewöhnlichen Grad von Intelligenz. Elisabeth war dem Beobachter eine rührende, eine poetische Schönheit, die wie das meisterhaft gemalte Bild einer mater dolorosa das Gemüth ergreift. Die Bauern gingen gleichgiltig vorüber, sie hatten weder Sinn noch Verständniß für Erscheinungen dieser Art, die im Leben nicht so selten sind, als man glaubt.

Helene hatte sich auf dem dargebotenen Holzstuhle niedergelassen.

Elisabeth stand ihr gegenüber und wartete gespannt auf das, was sie hören sollte.

„Sie haben es bis heute verschmäht," begann die Tochter des Schulmeisters, „von mir die Hilfe anzunehmen, die zu gewähren meine schwache Kraft erlaubte. Sie haben mich zurückgewiesen, wenn ich mich Ihnen näherte, obgleich die Hand des Geschickes schwer auf Ihnen lastete . . ."

„Fräulein Hiller berührt einen Gegenstand, der längst der Vergessenheit anheimgefallen ist.“

„Verzeihung, ich werde nie vergessen . . .“

„Lassen wir das!“ unterbrach sie Elisabeth. „Das Geschick, wie herb es mich auch trifft, wird nie meinen Stolz beugen.“

Helene sah bewundernd die arme Frau an, die ruhig und fest solche Worte sprach.

„Glauben Sie,“ fragte sie schmerzlich lächelnd, „daß ich es über mich gewinnen könnte, Sie zu kränken? Die Anerbietungen, die ich Ihnen gemacht, kamen aus gutem Herzen, und ich füge dieser Versicherung noch das Bekenntniß bei, daß ich Ihre Schuldnerin bin.“

„Meine Schuldnerin?“ fragte Elisabeth verwundert. „Mein Gedächtniß ist mir treu, in mancher Beziehung leider nur zu treu geblieben; aber ich erinnere mich keiner Zeit und keines Umstandes . . .“

„So erlauben Sie mir, daß ich Ihrem Gedächtniß zu Hilfe komme. Ihr Vater, der geachtete Rechtsanwalt, hatte für uns eine streitige Erbschaftssache zu ordnen. Die Summe, um die es sich handelte, war an und für sich nicht bedeutend; aber wäre sie meinem Vater entgangen, so würde es ihm unmöglich gewesen sein, mir in der Stadt die Ausbildung geben zu lassen, deren ich mich erfreue. Ihr Vater händigte die gewonnene

Summe ein und erließ mir mit der Bemerkung das ihm gebührende Honorar: wir wollen die Erbschaft nicht schmälern."

„Was mein Vater für Sie gethan hat . . ."

„Werde ich Ihnen lohnen."

„Ich danke Ihnen, Fräulein Hiller!" sagte Elisabeth stolz. „Es ist dies nicht eine Verpflichtung zu nennen . . "

„Sie wissen noch nicht Alles. Die Hälfte der Summe, deren Erhaltung wir Ihrem Vater danken, hat einem armen Gefangenen die Freiheit verschafft. Hätte er den Schließer nicht bestechen können, Karl Bertram würde sechs Jahre lang seiner Freiheit beraubt gewes sein. Erkennen Sie aus der Mittheilung dieses tigen Geheimnisses, wie sehr ich Ihnen zu Danke verpflichtet bin und wie hoch mein Vertrauen in Ihre Discretion ist. Wollen Sie mich ehren, wollen Sie mich glücklich machen, die ich in diesem Augenblicke unaussprechlich leide, so gewähren Sie mir dasselbe Vertrauen, das ich Ihnen beweise."

Helene trocknete ihre Thränen.

„Sie leiden?" fragte Elisabeth erstaunt. „Sie sind unglücklich?"

„Und bei Ihnen suche ich Trost und Beruhigung, an Ihrem Muthe, an Ihrer Ergebung will ich mich stärken. Sie haben Alles, Alles verloren . . . auch ich bin arm und elend!"

„Seltsam! Seltsam!“ flüsterte Elisabeth. „Fräulein Hiller,“ fuhr sie rasch fort, „Ihre Offenheit verpflichtet mich zu gleicher Offenheit. So will ich Ihnen denn den Grund meines Benehmens gegen Sie erklären. Mein Mann war der Freund Karl Bertram's . . .“

„Ich weiß es!“

„Beide hatten gleiche Gesinnungen, Beide strebten nach einem Ziele. Mag dieses Ziel auch eine Chimäre gewesen sein, so läßt es sich doch nicht verdammen. Die Partei, der die Männer angehörten, ist untergegangen, die Gegner haben gesiegt. Auch mein Mann unterlag und büßte seinen Eifer, dem Volke zu nützen, mit dem Gefängnisse. Es wäre mir ein Leichtes gewesen, mich von ihm loszusagen und eine Unterstützung der aristokratischen Freunde meines verstorbenen Vaters zu erlangen; ich habe es verschmäht, ich habe die härtesten Leiden ertragen und bin dem Manne, dem ich Liebe geschworen, treu geblieben. Er verunglückte bei der Arbeit! Auch jetzt noch bleibe ich ihm treu, indem ich seine Gesinnung ehre. Sie, Fräulein Hiller, haben Karl Bertram vergessen; der Flüchtling, der den Verlust seiner Heimat zu beklagen hatte, mußte auch noch den der Braut beweinen. Weiterer Worte bedarf es wol nicht . . . Sie wissen nun Alles!“

„Elisabeth, ich bewundere Sie!“ rief Helene.

„Weil ich meine Pflicht erfülle?"

„Weil Sie eine edle, hochherzige Frau sind!"

„O, mein Fräulein!" rief Elisabeth abwehrend.

„Und nach dem, was Sie von mir erfahren, mußten Sie mich verachten. Doch, ich bin nicht so strafbar, als es den Anschein hat."

„Warum nehmen Sie die Bewerbungen des Gerichtsamtmanns an? Im Dorfe spricht man bereits von der Verlobung, von einer glänzenden Hochzeit ..."

„Und das ist es, was mir das Herz abdrückt!"

„Treten Sie muthig auf, geben Sie offen und ehrlich eine Erklärung ab, die Ihre wahre Gesinnung an das Tageslicht bringt. Die Speculanten werden Sie thöricht nennen; die Rechtschaffenen aber werden Ihnen Beifall zollen. Verachten Sie die glänzende Stellung, die Ihnen der alte Freier bietet, und kehren Sie reuig zu dem Manne zurück, der vergebens gegen seinen Herzensjammer ankämpft."

„Elisabeth," flüsterte Helene hastig, „Ihnen darf ich mich wol vertrauen?"

„Sie dürfen es, in einer guten Sache!"

„Was würden Sie an meiner Statt thun, wenn...

Helene unterbrach sich: sie wußte nicht, ob sie mehr sagen sollte.

„Nun?" fragte Elisabeth.

„Wenn die Existenz des Vaters bedroht würde.“

„Ihres Vaters?“

„Der Gerichtsamtmann kann ihn verderben.“

„Aber wie?“ fragte hastig die arme Frau.

Helene verließ rasch ihren Platz.

„Verschweigen Sie unsere Unterredung!“ bat sie erschreckt.

„Warum eröffnen Sie sich mir nicht ganz?“

„Sie sehen mich bald wieder, Frau Elisabeth. Ich gehe, denn so eben ist Karl Bertram angekommen. Er spricht mit Ihrem Vater.“

„Weichen Sie ihm nicht aus!“

„Noch muß ich es.“

Sie drückte der armen Frau hastig eine Börse in die Hand und schlüpfte aus dem Stübchen. Auf dem Vorplatze trat ihr Karl entgegen. Sie grüßte kalt und eilte davon.

„Elisabeth!“ rief Karl, der in das Stübchen stürzte. „Helene ist bei Ihnen gewesen?“

„Da Sie es wissen, ja!“

„Was wollte sie? Um des Himmelswillen reden Sie!“

„Lassen Sie mich, Herr Bertram, lassen Sie mich!“ rief die arme Frau, die plötzlich von einem Gedanken ergriffen wurde. „Helene hat mir eine reiche Unterstütz-

ung gebracht . . . fragen Sie mich nicht weiter . . . ich muß meine Gedanken sammeln. Ihre Braut leidet, sie ist unglücklich . . ."

„Meine Braut!" murmelte Bertram, über dessen Gesicht ein schmerzliches Lächeln glitt. „Die Braut, die vor dem Bräutigam flieht, weil er arm ist!"

„Lassen Sie den Muth nicht sinken, ich hoffe, daß noch Alles gut wird. Jetzt werde ich dem Vater und den Kindern ein Mittagsessen bereiten. Verzeihen Sie mir, wenn ich mich entferne. Und Helene soll sich über mich nicht beklagen; ist mir der liebe Gott gnädig, so finde ich wol ein Mittel, mich dankbar zu beweisen!"

Elisabeth warf ein Tuch über den Kopf und verließ das Stübchen und das Haus.

„Wartet nur," rief sie der Gruppe auf der Bank zu, „ihr sollt heute zu Mittag essen, denn es ist Sonntag!"

Sie lief dem Dorfe zu.

Karl trat zu Vater Diepholz, der immer noch seine Enkelin auf den Knieen hielt.

„Gott sei Dank," rief der Greis, „mit meiner Schwiegertochter geht es jeden Tag besser! Wie flink sie wieder auf den Beinen ist! Ja, wenn es gilt, mir und den Kindern eine Freude zu bereiten, dann ist sie bei der Hand. Elisabeth ist ein gutes, ein braves Weib!

Der alte Mann beschäftigte sich mit den Kindern, er schien den Besuch kaum noch zu bemerken. Karl überlegte einige Augenblicke, dann schritt er dem Flusse zu und verschwand in der Pappelallee, die nach der Mühle seines Bruders führ.

V.

Der Gerichtsamtmann.

Als Vater Hiller nach dem Gottesdienste sein Haus betrat, meldete ihm die Magd, daß der Herr Gerichtsamtmann in dem Wohnzimmer warte.

„Der unvermeidliche, der lästige Besuch!“ murmelte der Schulmeister. „Er verbittert mir den Sonntag, der sonst ein Tag der Ruhe und des stillen Glücks war. Und doch muß ich ihn unterthänig und lächelnd empfangen.“

Er gab Hut und Choralbuch der Magd und trat in das Zimmer.

Der gefürchtete Gast rief ihm freundlich entgegen: „Herr Hiller, ich habe Ihr köstliches Orgelspiel bewundert, das ich von dem Fenster aus deutlich vernehmen konnte. Sie sind ein Virtuos, der an einer großen Stadtkirche den Dienst versehen sollte! Gott zum Gruß, mein würdiger Freund!“

Der Gerichtsamtmann war ein langer hagerer Mensch von mindestens fünfzig Jahren. Er trug eine schwarze Perrücke, hatte auf der dünnen Habichtsnase eine feine Goldbrille und war aufgeputzt, als ob er zu Balle gehen wollte. In dem gelblichen Gesicht, das bereits von mancher Runzel durchzogen war, ließ sich keine Spur von einem Barte entdecken. Diesem Umstande, und dem andern, daß die Perrücke an den Seiten Löckchen und über der glänzenden Stirn ein Toupet bildete, war es zuzuschreiben, daß der Herr Gerichtsamtmann jünger aussah, als er wirklich war. Seine Toilette war untadelhaft. Der schwarze Frack schmiegte sich den wattirten Hüften eng an, und den Busenstreifen, der aus der blaßgelben Weste hervorsah, schmückte eine werthvolle Diamantnadel. Die veilchenblauen Glacéhandschuhe hatte er nicht abgezogen, denn er wußte, daß das dänische Leder die hageren Finger rund und voll machte. Die Zähne dieses Heirathscandidaten waren falsch, aber so künstlich eingesetzt, daß die Bauern sie für echt hielten.

Der Schulmeister lächelte bittersüß bei den Lobeserhebungen, die der Jurist seinem Talent angedeihen ließ.

„Verzeihung, Herr Gerichtsamtmann," antwortete er bewegt, „ich bin alt, die Glieder werden ungelenk . . . es ist Zeit, daß ich einem jüngern Organisten Platz mache."

„Würdiger Mann, Sie haben redlich das Ihrige im Leben gethan! sagte feierlich der Heirathscandidat. Ich ergreife diese passende Gelegenheit, um Sie zu bitten: gestatten Sie mir endlich, Sie als Vater zu begrüßen und den Abend Ihres Lebens durch Sorgfalt und Liebe zu verschönen. Mein Posten ist zwar vor der Hand nicht der einträglichste, aber mir steht eine brillante Carrière in Aussicht, denn der Justizminister, dem ich schon mehrere wichtige Dienste geleistet, ist mir persönlich gewogen. Und nehmen wir den Fall an, ich müsse noch einige Zeit auf Beförderung warten, so hat das wenig zu bedeuten, denn ich besitze so viel Vermögen, daß ich meinem Schwiegervater und meiner Gattin eine Equipage halten kann."

Vater Hiller strich mit beiden Händen die weißen Locken hinter die Ohren und holte tief Athem, wie ein Mensch, dem die Brust von einer schweren Last bedrückt wird.

„Herr Gerichtsamtmann, nehmen Sie Platz!" rief er aus. „Lassen Sie uns einmal ein offenes, ehrliches Wort als Männer sprechen, denn der Gegenstand, um den es sich handelt, ist so wichtig, daß wir ihn durch oberflächliche Andeutungen nicht abfertigen können. Und bisjetzt haben wir ja nur andeutungsweise darüber gesprochen, wenngleich ein Mißverständniß dabei nicht gut möglich war."

Der Gerichtsamtmann zog sein Schnupftuch von fleischfarbener Seide und wischte lächelnd die Gläser seiner Brille ab. Ein starkes Parfüm, das dem Tuche entströmte, verbreitete sich durch das Zimmer.

Der Schulmeister hatte zwei Stühle an den Tisch gerückt. Er und der Gerichtsamtmann nahmen zugleich Platz.

„Mein lieber Herr," begann der Greis, „wir, meine Tochter und ich, wissen die Ehre zu schätzen, die Sie uns durch Ihren Antrag erweisen. Aber glauben Sie denn, daß Sie mit der Tochter eines Schulmeisters glücklich werden?"

„Welche Frage, mein bester Herr Hiller! Helene ist nicht nur ein schönes, sie ist auch ein gutes und gebildetes Mädchen."

„Zugestanden!"

„Ich hege die feste Ueberzeugung, daß Helene allen Anforderungen genügt, die ein gebildeter Mann an seine Frau machen kann. Sie sind zu bescheiden, Verehrter, und Helene nicht minder. Wer wie ich liebt, wird sicher glücklich."

„Gut! Sie lieben also meine Tochter?"

„Ich liebe und achte sie."

„Desto besser."

„Und Helene's Glück soll die Aufgabe meines Lebens sein."

„Das ist ein wohl zu beachtender Punkt!" sagte ernst der Schulmeister.

„Allerdings, allerdings!"

„Sind Sie denn fest überzeugt, daß Helene als Ihre Gattin glücklich wird? Verzeihen Sie mir, lieber Herr," fuhr Hiller fort, als er sah, daß der Gerichtsamtmann die schmalen Lippen zusammenkniff, „verzeihen Sie mir, ich hänge mit väterlicher Zärtlichkeit an meinem Kinde ..."

Der Jurist streckte pathetisch seine Hand aus.

„Ueber diesen Punkt, Verehrter, kann nur Helene entscheiden!"

„Ganz recht!"

„Und sie hat mir bereits die Erklärung gegeben, daß sie meine Neigung erwiedert."

„Helene?"

„Keine andere!" versicherte der Heirathscandidat.

„Wann?"

„Gestern Abend. Die Folge dieser Erklärung ist der definitive Antrag, den ich mir soeben an Sie zu stellen erlaubte. Helene willigt ein, und ich glaube wol, daß Sie gegen meine Person und meine Stellung nichts einzuwenden haben."

„Nein, nein!“ rief Hiller, dessen sich eine tiefe Bewegung bemächtigte. „Und Helene hat Ihnen erklärt ...“

„Daß sie mich liebt!“

Der Schulmeister hatte sich die hohe Stirn getrocknet.

„O, mein liebes, liebes Kind!“ murmelte er. „Nein, ich kann das Opfer nicht annehmen, das Du mir zu bringen im Begriff stehst.“

Der Gerichtsamtmann hatte den Greis maliciös lächelnd beobachtet.

„Mir ist,“ fragte er leise, „als sprächen Sie von Opfer? Bringt Helene ein Opfer, indem sie mir ihre Hand reicht?“

„Mein Herr, Helene trägt eine Jugendliebe im Herzen ... ich muß es Ihnen sagen ... die nicht so leicht zu verlöschen ist.“

„Ich weiß es, der Demokrat, der Zuchthäusler ... wie heißt er doch? Ich glaube Karl Bertram ...“

„Sie wissen es?“

„Ich habe zufällig davon gehört. Helene erwähnt ihrer jugendlichen Verirrung mit keiner Sylbe, ein Zeichen, daß sie längst nicht mehr daran denkt. Sie betrachtet die Dinge jetzt mit den Augen der verständigen,

gebildeten Jungfrau und lächelt über kleine Thorheiten, die wol jeder Mensch im Leben begangen hat."

Man sah es dem Vater Hiller an, daß er allen Muth zusammenraffte, um im Tone der Ueberzeugung zu entgegnen:

„Sie irren, Herr Gerichtsamtmann! Was Ihnen meine Tochter verschweigt, muß ich Ihnen sagen."

„Lassen Sie hören!" lispelte der lange Mann, der seine Brille fester auf die Nase drückte.

„Helene handelt nicht aus freiem Willen, nicht aus Ueberzeugung, wenn sie sich Ihren Wünschen fügt. In dem Herzen des armen Kindes hat ein furchtbarer Kampf begonnen, dem es erliegen wird, früher oder später. Lieber Herr, ich gebe Ihnen dies wohl zu bedenken!"

„Die Ruhe, die Sie in Helene's Gesicht lesen, ist stille Verzweiflung, und das Lächeln, mit welchem sie den Herrn Gerichtsamtmann empfängt, kommt aus einem blutenden Herzen. Das weiß ich, der sie beobachtet ... das weiß der Vater, dessen Auge das Gemüth seines Kindes durchschaut."

Der Freier hatte einige Augenblicke überlegend vor sich hin gesehen. Wäre der greise Schulmeister ruhiger gewesen, er hätte in dem hagern Gesichte des Herrn Gerichtsamtmanns einen Ausdruck bemerkt, der ihn mit Furcht erfüllt haben würde.

„Sie haben wirklich, Herr Hiller," unterbrach er die Pause, „mit dem Freimuthe eines Mannes gesprochen, der im Leben weiter keine Rücksicht zu nehmen hat, als die auf andere Leute. Statt die Bemühungen Ihrer Tochter zu ehren und in mich das Vertrauen zu setzen, alle Dinge zum Besten zu wenden, durchkreuzen Sie einen Ihr Glück bezweckenden Plan. Es ist dies mehr als unklug."

„Ich verstehe Sie, Herr Gerichtsamtmann!"

„Wie ich Sie verstanden habe."

„Antworten Sie mir nur mit derselben Offenheit, die ich Ihnen so eben gezeigt habe. Es kann dies Ihnen wol minder schwer fallen, als mir."

„Fragen Sie! Es ist gut, wenn Jeder von uns weiß, wie er daran ist."

„Was werden Sie beginnen, wenn Helene zurücktritt?"

„Es ist dies ein Fall, den ich Ihretwegen nicht wünsche."

„Nehmen wir an, er sei eingetreten."

„Dann würde ich Sie bitten, Ihre Tochter zu bestimmen."

„Und wenn meine Vaterliebe größer wäre, als . . ."

„Sie verlangen Offenheit, sie soll Ihnen werden," sagte kalt der Jurist. „Meine Liebe zu Ihrer Tochter

ist eine so ernste Neigung, daß ich sie nicht mehr unterdrücken kann, auch wenn ich wollte. Helene selbst hat sie, ich kann es wol sagen, zur Leidenschaft entflammt. Dazu kommt, daß die Leute meine Absichten kennen ... man würde über mich, den Mann, der vierundvierzig Jahre zählt, weidlich lachen. Und ich bin Gerichtsamtmann, ein Beamter, eine Person von Distinction. Sie sehen also, daß ich die triftigsten Gründe von der Welt habe, mein Ziel zu erreichen, das jeder Vernünftige billigen muß. Der Mensch geräth zuweilen in eine Bahn, auf der er nicht umkehren kann. Ich befinde mich in einer solchen Bahn, und Sie selbst, Herr Hiller, haben sie vor Jahren betreten. Merken Sie nun auf das, was ich Ihnen sage: stellen Sie sich zwischen mich und das Ziel, das ich erreichen muß, so stelle ich mich Ihnen entgegen, der Sie nach dem Punkte, von dem Sie ausgegangen, zurückkehren wollen. Wir stehen uns dann als zwei Kämpfer auf einem schmalen Pfade gegenüber, der kein Ausweichen gestattet. Der Landesherr hat Ihre Verdienste öffentlich anerkannt, hat Sie decorirt ..."

„Mein Gott! Mein Gott!" seufzte der Greis ...

„Wer wagt mehr: Sie oder ich? Ich falle zwar der Lächerlichkeit anheim, Sie aber ..."

Vater Hiller verließ hastig seinen Platz.

„Halten Sie mich eines Verbrechens fähig, Herr Justizamtmann?“

Dieser zuckte mit den Achseln, nachdem er sich erhoben hatte.

„Ich habe keine Meinung, Verehrter. Was die Welt und die Behörden denken, kann ich nicht bestimmen. Wenn aber das Geheimniß bekannt wird, in dessen Besitz mich der Zufall gebracht hat . . . der Justizrath Berg lebt nicht mehr . . .“

„O, lebte er noch!“ rief verzweiflungsvoll der Schulmeister. „Es würde mir nicht schwer werden, Ihnen darzuthun, daß ich meine Ehre nicht befleckt habe.“

Der Gerichtsamtmann griff nach seinem mit Seide gefütterten Oberrocke.

„Ihnen bleibt die Wahl zwischen meiner Liebe und meinem Hasse,“ sagte er gleichgiltig. „Sobald meine Trauung mit Helenen vollzogen ist, werde ich Ihnen das verhängnißvolle Document überliefern, das der Zufall mir in die Hände gespielt hat. Meine Pflicht wäre es eigentlich gewesen, Anzeige zu machen; aber ich bin kein Denunciant. Bezüglich Karl Bertram's habe ich Ihnen noch zu sagen, daß der liederliche Patron eine höchst romantische Ehe mit einer überspannten Engländerin geschlossen hat. Die Veranlassung zu seiner Rückkehr werden wir bald erfahren, denn man stellt bereits

Forschungen an. Herr Hiller, Sie kennen meine Wohnung ... ich erwarte Sie und hoffe, daß Sie mir bald einen freundschaftlichen Besuch abstatten. Wunderlicher alter Herr," fügte er scherzend hinzu: „statt sich Ruhe und Frieden für den Lebensabend zu schaffen, provociren Sie einen Kampf mit den traurigsten Verhältnissen. Auf Wiedersehen!"

Lächelnd wie ein Satyr verließ der lange Mann das Schulhaus.

Vater Hiller saß regungslos auf dem Stuhle.

So traf ihn Helene, die nach einer Viertelstunde zurückkehrte. Traurig betrachtete sie den Greis, der im Selbstgespräch leise die Lippen bewegte. Sie legte ihre Hand auf seine Achsel.

„Vater," sagte sie bewegt, „der Gerichtsamtmann Fuchs ist hier gewesen."

„Ja, mein Kind!"

„Ich errathe, was er mit Ihnen verhandelt hat."

„Der Mensch ist ein Bösewicht!"

„Beurtheilen Sie ihn nicht zu scharf!"

„Er erzwingt Deine Hand, Helene!"

„Dessen bedarf es nicht."

Der Vater sah die Tochter an.

„Dessen bedarf es nicht?" fragte er verwundert.

„Nein, mein Vater."

„Warum? Warum?“

„Weil ich ihm meine Hand bereits versprochen habe.“

„Helene!“

„Beruhigen Sie sich, mein Vater, es kostet mir wenig Ueberwindung.“

Sie versuchte zu lächeln, um den Greis zu täuschen.

„Dein Bemühen ist vergebens, Helene!“ murmelte er schmerzlich. „Ich weiß, was in Deiner Seele vorgeht, ich lese alle Regungen derselben in Deinen bleichen Zügen. Mein Kind, mein armes Kind!“

Die Stimme versagte ihm. Er wandte sich ab und ging in seine Kammer.

„Es muß geschehen!“ dachte Helene. „Ich sichere die Ruhe des alten Vaters, und sollte mir das Herz darüber zerspringen. Karl ist ein Unwürdiger, ein Treuloser.“

VI.

Vater Hiller und der Ortsschulze.

Gegen Abend desselben Tages stand Vater Hiller in dem Vorzimmer des Ortsschulzen. Eine schmucke Magd führte ihn, nachdem er lange gewartet, in eine Art Salon. Der Herr des Hauses war immer noch nicht sichtbar.

„Hier macht sich das Laster breit!“ dachte der Greis, der die prachtvolle Einrichtung betrachtete. „Dieser Lu-

kus ist aus Thränen und Jammer hervorgegangen, und weil er es ist, muß er sich durch Thränen und Jammer erhalten!"

Franz Bertram erschien endlich.

„Ah, Vater Hiller!" rief er freundlich. „Das ist ein seltener Besuch. Ich glaube, Sie haben meinen Bau in seiner Vollendung noch nicht einmal gesehen."

„Danach gelüstet es mich nicht, Herr Bertram," antwortete fest und ruhig der Alte; „schließen Sie die Thür und gestatten Sie mir eine Unterredung."

„Blitz, Vater Hiller, wie ernst und wichtig Sie mir das sagen! Ist Holland in Noth? Hat sich mein sauberer Bruder in Ihr ruhiges Haus gedrängt?"

„Nein, nein!"

„Nun, was ist es denn?"

„Sie werden es hören."

„Brauchen Sie die Hilfe des Ortsschulzen, so sprechen Sie, sie soll Ihnen werden."

„Nein!"

„Brauchen Sie Geld, so schließe ich auf der Stelle meine Casse auf und zahle . . ."

„Mein Besuch betrifft andere Dinge, Herr Bertram!"

„Sie erschrecken mich! Wie heute habe ich Sie noch nie gesehen, Vater Hiller! Um was handelt es sich denn?"

„Um die Ehre Ihres verstorbenen Vaters."

„Alter Freund, diese wird Niemand anzutasten wagen!“ rief Franz erstaunt. „Sie zittern, als ob ein Fieber Sie schüttelte ... lassen Sie sich nieder, hier ist ein Sessel. So, nun sprechen Sie!“

Beide Männer saßen einander gegenüber.

Auf dem feisten Gesichte des Müllers, der so heiter eingetreten war, zeigte sich Verdruß und jene Bitterkeit, die plötzlich aufblitzte, wenn er unangenehme Dinge zu hören fürchtete. Der dicke Mrnn liebte nicht nur leibliche, er liebte auch geistige Ruhe. Wer die eine oder die andere störte, war sein Feind.

Der Schulmeister begann ohne Umschweife:

„Sie wissen, Herr Bertram, daß ich der vertrauteste Freund Ihres verstorbenen Vaters war.“

„Ich weiß es, wie es das ganze Dorf weiß.“

„Unsere Freundschaft gründete sich nicht auf materielle Interessen, sie stammte aus der Jugendzeit her und war durch das Alter befestigt worden. Bertram wäre für mich, ich wäre für ihn durch Feuer und Wasser gegangen. Keiner barg dem Andern ein Geheimniß, und wir theilten uns gegenseitig gute und traurige Dinge mit. Daß wir uns gegenseitig nicht nur mit Rath, sondern auch mit That unterstützten, bedarf wol der Erwähnung nicht.“

„Aber warum sprechen Sie davon, mein Bester?“ fragte Franz ungeduldig.

„Sie würden sich sonst die Ereignisse nicht erklären können, die ich Ihnen heute mittheilen muß.“

Franz sah nach seiner goldenen Uhr.

„So beeilen Sie sich, denn ich bin zu einer Abendgesellschaft bei dem Besitzer der Zuckerfabrik eingeladen. Ich bin ein pünktlicher Mann und lasse nicht gern auf mich warten. Ah, Ihr künftiger Schwiegersohn, der Herr Gerichtsamtmann, wird auch unter den Gästen sein. Vater Hiller, beeilen Sie die Hochzeit; es sind dort Damen aus der Stadt, Schönheiten ersten Ranges, die gern Frau Gerichtsamtmännin werden möchten.“

„Hören Sie mich noch kurze Zeit an, Herr Bertram, und sagen Sie mir, wenn meine Geschichte zu Ende ist, ob ich die Heirath beschleunigen soll oder nicht.“

Der Dicke fügte sich in Geduld ... er legte die fleischigen Hände auf den Bauch und wartete.

Nachdem Vater Hiller sich die Stirn getrocknet, fuhr er fort:

„Einst holte mich Ihr Vater zu einem Spazirgange ab. Er wählte den Weg in das Buschthal, das er besonders liebte. Es war Sonntag. Die Bäume blühten, die Lerchen sangen, die Frühlingsluft war köstlich. Mir thaute das Herz auf bei dem Anblick der hehren

Gottesnatur . . . der Freund ging still und verschlossen, und mir kam es vor, als ob ihm ein Geheimniß auf der Brust läge. Ich fragte natürlich nach dem Grunde. „Du wirst ihn bald kennen lernen!“ antwortete er traurig. Wir kamen bei der Buschmühle an, die damals Eigenthum des alten Veit war, eines störrischen und unzugänglichen Mannes. Das allgemeine Gerücht wollte wissen, Veit besitze ein großes Vermögen, er stelle sich aber arm, theils um nichts davon herzugeben, theils weil er fürchtete, es könne ihm gestohlen werden. Wer den Mann und seine Mühle sah, mußte dieses Gerücht stark bezweifeln. Das Gebäude sah damals nicht viel besser aus, als heute, und der Buschbach hatte mitunter so wenig Wasser, daß das Rad tagelang stillstand. Wie sollte der Besitzer zu einem großen Vermögen gekommen sein? Diese Dinge beschäftigten mich, als ich mit meinem Freunde den Mühlhof betrat, über den hinweg der Weg führte. Der Müller saß mit seiner Familie um einen Mühlstein, der als Tisch diente, auf welchem das Abendessen stand. Zu meinem Erstaunen näherte sich Ihr Vater der Familie. Veit, der störrische Mann, grüßte ihn freundlich und lud auch mich, den damals jungen Schulmeister, zu Tische. Ich sah zum ersten Male seine Tochter Anna. Sie war das schönste Bauermädchen der ganzen Gegend. Still und bescheiden be-

diente sie uns, und wenn sie meinen Freund Bertram anblickte, ward sie roth, wie das baumwollene Tuch, das züchtig ihren Busen bedeckte.

Nun glaubte ich den Grund der Traurigkeit meines Freundes zu kennen. Auf dem Heimwege fragte er mich:

„Wie gefällt Dir Anna Veit?"

„Sie ist ein hübsches Bauermädchen."

„Auch herzensgut und sehr verständig. Ich habe sie gern."

„Prüfe Dich wohl, Freund, ehe Du einen entscheidenden Schritt unternimmst."

„Warum?" fragte mich der Freund.

„Du überragst Anna an Bildung, die Deinen Ansprüchen kaum wird genügen können. Zu einer glücklichen Ehe ist mehr erforderlich als Schönheit und ein sanfter Charakter. Die Lebensgefährtin, die dem Manne eine wahre Stütze sein soll, darf ihm an Bildung nicht nachstehen."

„Ihr Vater, Herr Bertram, besaß für seinen Stand eine ungewöhnliche Bildung, denn er hatte mit mir das Gymnasium besucht und war für das Studium der Theologie bestimmt. Familienverhältnisse gaben seinem Lebenswege eine andere Richtung."

„Nun gestand er mir, daß er die große Mühle des

Vaters mit Schulden übernommen habe und dem Untergange nahe sei, wenn nicht bald eine bedeutende Hilfe komme. Ich fragte ihn, ob er diese Hilfe von Anna erwarte. „Anna," antwortete er, „besitzt ein Vermögen von fünfzigtausend Thalern."

„Die Gläubiger Ihres Vaters wurden dringender, es handelte sich darum, dem gerichtlichen Verkaufe des Grundstücks vorzubeugen."

„Mein Freund," fragte ich, „bist Du auch gewiß, daß Anna Dir so viel Vermögen zubringt, als Du dessen zum Ordnen Deiner Angelegenheiten bedarfst?"

„Er erklärte mir, daß Meister Veit, der unscheinbare Buschmüller, der Sonntags mit abgeschabtem Rocke zur Kirche gehe, zwanzigtausend Thaler als erste Hypothek auf der großen Mühle habe und gerade Der sei, der am Hartnäckigsten auf Rückzahlung bringe. Seine Gänge nach der Buschmühle hätten anfangs keinen andern Zweck gehabt, als den störrischen Veit zur Nachsicht zu bewegen, die Bekanntschaft mit Anna habe ihn später auf den Gedanken gebracht, da von anderer Seite her Capitalien nicht zu beschaffen gewesen, die arge Verlegenheit durch eine Heirath zu beseitigen. Ich füge hinzu, daß dieser Gedanke leicht entstehen konnte, da Anna ein wirklich schönes Mädchen war. Veit mochte die Absicht des stattlichen Bertram ahnen und in ihm

einen willkommenen Schwiegersohn erblicken, denn er nahm uns stets freundlich auf, so oft wir ihn besuchten. Dabei ließ er aber durch seinen Advocaten die Rückzahlung der Schuld betreiben. Der Prozeß war in das letzte Stadium getreten, und es mußte nun ein entscheidender Schritt geschehen. Nach der Sitte unseres Landes ging ich als Freiwerber zu Veit. Er vernahm meinen Antrag wie ein Mann, der darauf vorbereitet gewesen."

„Ich habe nichts dagegen," antwortete er, „wenn Anna zufrieden ist und Bertram sich den Bedingungen fügt, die ich ihm stellen muß."

„Nennen Sie die Bedingungen!"

„Ich gebe meiner Tochter fünfzigtausend Thaler mit."

„Die Ihr Schwiegersohn gewiß gern annehmen wird."

„Wol möglich!" rief Veit lachend.

„Was ist es sonst noch, Meister?" fragte ich gespannt."

„Das Vermögen, welches Anna ihrem Manne zubringt, soll dieser nicht als sein Eigenthum betrachten, sondern nur als ein ihm zur Verwaltung anvertrautes Capital."

„Wem soll es angehören, Meister?"

„Es verbleibt meiner Tochter, die bei ihrem Tode

darüber bestimmen mag. Ueberlebt der Mann die Frau und vermacht diese ihm das Vermögen, so habe ich nichts dagegen. Sie kann aber auch jede andere Person zum Erben einsetzen, ohne daß die Kinder, wenn die Ehe mit Kindern gesegnet werden sollte, Einsprache zu erheben berechtigt sind. Stirbt Anna ohne Testament, so fallen die fünfzigtausend Thaler an die Buschmühle zurück, das heißt an den Mann, der zehn Jahre nach dem Tode meiner Tochter gerade das Grundstück besitzt. Die Buschmühle ist seit langer Zeit Eigenthum der Familie Veit, mein Großvater hat sie angelegt, ich will nicht, daß sie untergehe."

Franz hatte den Erzähler angestarrt.

„Diese Bedingungen hat mein Großvater gestellt?" fragte er stammelnd.

„Wie ein Document beweist, das in meinem Beisein angefertigt wurde."

„Und mein Vater hat die Bedingungen angenommen?"

„Beweis dafür ist seine Heirath mit Anna Veit, die im Herbst desselben Jahres stattfand. Zwei Jahre später ward der alte Veit vom Blitz erschlagen, und seine Gattin starb vor Gram. Mein Freund Bertram verpachtete die Buschmühle und legte das Capital seiner Frau so vortheilhaft an, daß es sich bald verdoppelte

Anna ward nun zwar die beste Hausfrau von der Welt, ihr Mann achtete und ehrte sie, aber zwischen Beiden gestaltete sich doch das innige Zusammenleben nicht, aus dem das eigentliche Glück der Ehe hervorgeht. Das, was ich gefürchtet hatte, traf ein. Mit den Jahren stellte sich ein so großer Contrast heraus, daß mein armer Freund sich unglücklich fühlte, zumal da Anna bei verschiedenen Anlässen, bei kleinen häuslichen Zwisten, die in keiner Ehe ausbleiben, zu erkennen gab, daß sie ihren Mann zu Dem gemacht, was er jetzt sei. Den beiden Söhnen ward nun zwar das traurige Verhältniß geheim gehalten, und auch der Welt blieb es verborgen; aber es bestand fort und die Kluft zwischen den beiden Gatten, die eine Vermögensheirath geschlossen, ward mit jedem Jahre größer. Ich versuchte es, auf Anna einzuwirken, ihr die Stellung zu bezeichnen, die sie dem Manne gegenüber einzunehmen habe; meine Ermahnungen erbitterten die Frau, die ganz das störrische Wesen ihres verstorbenen Vaters zeigte. Eine Charakterumwandlung wie die Anna's war mir noch nicht vorgekommen. Die arme Frau warf einen Haß auf mich und ich mußte, um mich nicht Beleidigungen auszusetzen, das Haus meiden. Sie und Ihr Bruder besuchten damals die Schule in der Stadt. Frau Anna ward kränklich und die Kränklichkeit machte sie noch eigensinniger, als sie schon war.

Im Herbste konnte sie das Bett nicht mehr verlassen. Man drang in sie, das Testament zu machen. „Ihr hofft wol auf meinen Tod?" rief sie entrüstet. „Ich will noch lange leben, an mein Testament denke ich noch nicht. Da sieht man es wol deutlich, daß mein Mann mich des lieben Geldes wegen geheirathet hat."

„Kurz, sie starb ohne Testament."

„Nach ihrem Tode berieth ich mit dem Freunde. Wir beschlossen, die wunderliche Verfügung des alten Veit geheim zu halten, damit die Behörde nicht Weitläufigkeiten mache. Wir betrogen ja Niemanden, da die Buschmühle Eigenthum der Familie Bertram war. Die Erfahrung hat ja so oft gelehrt, daß es gut ist, die Einmischung der Gerichte zu vermeiden. Das Vermögen sollte also einfach den beiden Kindern Anna's verbleiben, wozu ich von ganzem Herzen meine Zustimmung ertheilte. Alles ging gut. Sie kamen zurück, um den Vater im Geschäft zu unterstützen, und Karl bildete sich zum Ingenieur aus. Das Jahr 1848 brachte die unglücklichen politischen Stürme. Karl betheiligte sich an der Bewegung und ... Sie wissen ja, welch' ein trauriges Loos ihn traf. Man wollte sein Vermögen einziehen, nachdem er entflohen war. Ihr Vater erhielt Kunde davon und wir zeigten dem Criminalactuar Fuchs, demselben, der jetzt unser Gerichtsamtmann ist, das Docu-

ment des verstorbenen Veit vor, wonach das vorhandene Vermögen den Kindern Bertram's nicht gehört. Jetzt war es ein Glück, daß die Verfügnng des Müllers, dieses wunderlichen Mannes, existirte. Mein Freund Bertram übergab die Angelegenheit seinem Rechtsanwalte, dem Justizrath Berg. Dieser brachte es dahin, daß ich die Echtheit des Documents, sowie alle Vorgänge, die auf die Angelegenheit Bezug hatten, beschwor, und der Staat unterließ die Confiscation des Vermögens, weil Karl kein Vermögen besaß, was der Rechtsanwalt scharfsinnig nachgewiesen hatte."

„Nun ward Ihr Vater krank, Herr Bertram. Er ließ in der Nacht den Gerichtsamtmann kommen, um das Testament zu machen. Der brave Bertram starb und ich weinte heiße Thränen um den Verlust des einzigen Freundes, den ich auf dieser Welt besessen."

„Was nun in der großen Mühle geschah, weiß ich nicht, denn ich habe sie nicht wieder betreten."

„Der Gerichtsamtmann Fuchs stattete mir eines Tages einen Besuch ab. In vertraulicher Unterredung eröffnete er mir, daß ich in Gefahr stehe, eines Meineids beschuldigt zu werden."

„Wie ist das möglich?" fragte Franz, der wie auf Kohlen saß.

„Sie, Herr Franz Bertram, werden es ermessen können.“

„Was theilte Ihnen der Gerichtsamtmann mit?“

„Den Inhalt des Testaments Ihres Vaters.“

„Aber was kümmert Sie dieses Testament, Herr Hiller?“

„Aus diesem Testamente geht hervor, daß ich einen Meineid geschworen habe.“

„Das begreife ich nicht!“ stammelte Franz.

„Der Sterbende bekennt, daß der Müller Veit ihm ein Vermögen von fünfzigtausend Thalern zwar hinterlassen habe, aber ohne alle und jede Beschränkung. Mündlich hat er noch dem Gerichtsamtmann die Eröffnung gemacht: sollte von irgend einer Seite her das Testament angefochten werden, so finde sich unter den Papieren eine Quittung vor, durch welche der Schulmeister Hiller bekennt, tausend Thaler für einen Freundschaftsdienst erhalten zu haben, und diesen Freundschaftsdienst müsse er, sein Gewissen dränge ihn dazu, näher bezeichnen. Nun geschieht meines geschworenen Eides Erwähnung. Folgern Sie, Herr Bertram, was für mich daraus entstehen kann. Tausend Thaler habe ich allerdings für einen Freundschaftsdienst erhalten, dieser besteht aber in einer That, die ich aus verschiedenen Gründen nicht nennen kann. Ihr Vater forderte die Quitt=

ung, weil er ein sehr genauer Mann war, und ich quittirte fälschlich „für“ einen Freundschaftsdienst, statt „behufs“ eines Freundschaftsdienstes. O, man überlege zehn Mal, ehe man ein Mal schreibt! Aus Rücksicht für mich hat nun der Gerichtsamtmann geschwiegen, denn er will nicht, daß ich als ein Meineidiger vor den Schranken des Gerichts stehe. Er hat geschwiegen, sagt er, weil der sterbende Bertram schlecht an dem Freunde gehandelt.“

„Herr Hiller,“ fragte Franz, „ist das Document nicht mehr vorhanden, das mein Großvater ausgestellt hat?“

„O, hätte ich dieses Papier,“ rief der Greis, „ich gäbe den Rest meines Lebens darum! Es trägt nicht nur meine Unterschrift, sondern auch die Ihres Vaters und Ihres Großvaters. Hätte ich dieses Papier, ich wäre gerechtfertigt!“

„Und meinen braven Vater schändeten Sie im Grabe?“ entgegnete Franz.

Der Schulmeister ward so erregt, daß er seinen Platz verließ.

„Mein Herr, ich kenne Ihren Vater besser, als irgend Jemand in der Welt ihn kennt. Und darum behaupte ich, daß er sich eines solchen abscheulichen Verbrechens in der letzten Stunde nicht schuldig gemacht;

aber ich behaupte auch, daß ein falsches Testament vorliegt."

„Herr Hiller!" rief drohend der Ortsschulze.

„Ich lasse mich durch keine Drohung abhalten, die Wahrheit zu sprechen. Das Vermächtniß Ihres Großvaters hat man entwendet . . ."

„Noch einmal, Herr Hiller, wahren Sie Ihre Zunge!"

„Sie und der Gerichtsamtmann sind die Diebe! O, der arme Karl kann warten in seiner Buschmühle, sie wird ihm über dem Kopfe zusammenfallen, ehe er sein Recht auf die Erbschaft beweist, und zugleich mit diesem Rechte, daß ich die Wahrheit beschworen habe. Der eine Dieb hat den Vortheil, daß ihm ein großes Vermögen ungeschmälert bleibe, der andere hält das Mittel in den Händen, mich und meine Tochter seinen Wünschen gefügig zu machen. Herr Bertram, es ist nichts so klar gesponnen, es kommt endlich an das Licht der Sonnen! Wahren Sie sich vor später Reue! Sie begehen eine große Sünde an Ihrem Vater, an mir und Ihrem Bruder! Denken Sie an das Gewissen, das, wenn nicht früher, doch in der Sterbestunde erwacht! Denken Sie an den ewigen Richter!"

Franz lächelte verlegen.

„Ich habe die Dinge," antwortete er mit unsicherer

Stimme, „genommen, wie sie vorliegen. Was vor meiner Zeit geschehen, weiß ich nicht. Das Testament meines Vaters spricht sich klar und bündig aus, und indem ich es schnell zum Vollzuge bringe, erfülle ich eine unerläßliche Pflicht. Mit dem Herrn Gerichtsamtmann stehe ich zwar auf keinem vertrauten Fuße, aber die Art und Weise seines Benehmens gegen Sie beweist, daß er ein braver Mann ist, der die Dinge gern zum Besten kehrt. Wahrlich, Sie verdienen die zarteste Rücksicht, mein lieber Herr Hiller. Ich ehre in Ihnen den Freund meines verstorbenen Vaters und möchte Ihnen gern darthun, daß ich für geleistete Dienste dankbar sein kann. Die ungewöhnliche Zeit der Revolution erforderte in manchen Dingen ungewöhnliche Mittel ... Sie haben Ihrer Freundschaft ein großes, fast zu großes Opfer gebracht ... ich erkenne das an ... und darum rathe ich Ihnen ..."

Der Greis, der am ganzen Körper bebte, unterbrach ihn.

„Herr Bertram, glauben Sie, daß ich fähig bin, einen Meineid zu schwören? Glauben Sie, daß Ihr Vater mir zumuthen konnte ..."

„Ich glaube nichts, Vater Hiller! Halten Sie sich, wie jeder kluge Mann, an die Dinge, wie sie sind. Der Gerichtsamtmann mußte nothwendig Kenntniß von un-

seren Familienangelegenheiten erhalten, und ich selbst habe ihn gebeten, den Freund meines Vaters zu schonen. Jetzt gebe ich Ihnen aus Dankbarkeit den Rath: nehmen Sie den Bewahrer eines für Sie gefährlichen Geheimnisses zum Schwiegersohn an, und Sie können ferner ruhig leben. Daß ich unter allen Umständen schweige, bedarf wol der Versicherung nicht. Ich werde den Mann nicht denunciren, der mir das Vermögen gerettet hat."

Der arme Schulmeister brach fast zusammen.

„Herr mein Gott," rief er händeringend, „erleuchte mich! Zünde mir einen Lichtstrahl an, der mich aus dieser Finsterniß zu Tage führt. Du kannst es ja nicht wollen, daß zwei unschuldige Menschen, die stets auf Deinen Wegen gewandelt, elend werden!"

Er stützte das greise Haupt auf die hohe Lehne des prachtvollen Sessels.

„Herr Hiller," rief Franz, der einige Augenblicke die Ringe an seinen Fingern betrachtet hatte, „in welcher Absicht sind Sie heute zu mir gekommen?"

Der Greis richtete sich mühsam empor. Auf seinem kahlen Scheitel perlten große Schweißtropfen, sein altes Auge ward trüber, seine Hände zitterten.

„Ich stehe wie ein Sünder vor Ihnen, der um Gnade bittet!" murmelte er düster. „Die Welt muß mich auch für einen Sünder, für einen Meineidigen halten."

Er zuckte heftig zusammen. Seine Hände erfaßten krampfhaft die Lehne des Sessels.

„Und doch bin ich unschuldig!" fügte er mit Anstrengung hinzu.

„Beweisen Sie es!" flüsterte Franz.

„Halt, mein Herr, jetzt sind wir bei dem rechten Punkte angelangt! Beweisen, und nur beweisen! Mein ganzes ehrbares Leben, das hinter mir liegt, ist freilich vor Gericht kein Beweis. Die Anklage, der alte Hiller hat für tausend Thaler einen falschen Eid geschworen, wird durch meine Vergangenheit nicht entkräftet werden. Wohlan! ich muß zum Aeußersten gehen! Ich muß, und Du, mein Freund, der Du aus lichten Höhen auf mich herabblickst, wirst mir verzeihen. Sie wollen wissen," fragte er laut, „in welcher Absicht ich zu Ihnen gekommen bin?"

Franz verneigte sich so decent, als es sein Embonpoint erlaubte.

„Ich will es Ihnen sagen," Herr Bertram.

„Sie machen mich neugierig."

„Und Ihre Neugierde soll befriedigt werden. Antworten Sie: Ist das Codicill, das mir der Gerichtsamtmann gezeigt, echt oder falsch?"

„Ich bin kein Fälscher, mein Herr!"

„Aber Sie sind der Sohn Bertram's."

„Deſſ' freue ich mich."

„Wohlan denn, die Pflichten des Sohnes gegen den Vater müſſen heiliger ſein, als die des Freundes gegen den Freund! Klagen Sie mich des Meineides an, ich werde der Welt den Freundſchaftsdienſt erzählen, den ich dem reichen Müller Bertram geleiſtet."

Franz ſagte lächelnd:

„Ich bitte, erzählen Sie ihn zunächſt mir."

„Sind wir auch allein?"

„Es hört uns Niemand."

„So will ich ſprechen."

„Ich höre."

„Und indem ich ſpreche, breche ich den Eid, den ich dem Freunde geſchworen habe. Sie zwingen mich dazu . . . auch vielleicht er ſelbſt. Aber auf dieſen Eidbruch, der mich retten kann, ſteht keine entehrende Strafe: ich werde ihn vor Gott und meinem Gewiſſen verantworten. Sie wollen wiſſen, was ich mit jenen tauſend Thalern begonnen habe?"

„Ja, Herr Hiller."

„Ich habe Ihrem Vater den älteſten Sohn gekauft."

„Mein Herr! Mein Herr!"

„Ah, Sie erbleichen! Das iſt ein gutes Zeichen!"

„Sie ſind wahnſinnig!"

„Recht so! Lassen Sie mich in das Tollhaus sperren!“

„Alter Mann,“ wisperte Franz, „bedenken Sie, was Sie sprechen!“

„Und dieser Sohn sind Sie!“

Der Ortsschulze taumelte in seinen Sessel zurück Sein feistes Gesicht war leichenblaß geworden.

Vater Hiller hatte Hut und Stock ergriffen.

„Herr Ortsschulze,“ sagte er mit einer Ruhe, die an Kälte grenzte, „Sie haben nun gesehen, wie intim die Freundschaft zwischen Ihrem Vater und mir gewesen, der ohne mich weder Etwas beschloß, noch unternahm. Sie haben aber auch gesehen, wie treu ich dem Todten angehangen, dem ich mit Hand und Mund Verschwiegenheit gelobt. Seit langer Zeit tobte ein gewaltiger Kampf in meiner Brust ... ich habe gelitten, wie nur ein Sterblicher leiden kann; aber meine Ehre mußte ich retten, denn sie ist mir nicht minder heilig, als die Freundschaft zu einem Todten. Mein ganzes Leben ist makellos gewesen, der König und meine Gemeinde haben es anerkannt ... soll ich jetzt mit Schanden in die Grube fahren, belastet mit dem schwersten Verdacht, und nur deshalb, weil zwei habgierige Menschen ihre Gelüste befriedigen wollen? Sie fragen, wo ist das Document des alten Müllers Veit, das die Gewissenhaftigkeit des

Schulmeisters darthut? Ich frage, kann sich der Ortsschulze von Burgfeld als den ältesten Sohn des Müllers Bertram legitimiren? Ich habe Sie jetzt einen Blick in die Vergangenheit werfen lassen . . . sorgen Sie nun für die Zukunft. Jeden Angriff des Gerichtsamtmanns betrachte ich als von Ihnen ausgehend; schützen Sie sich selbst, indem Sie mich schützen. Wird der Gerichtsamtmann mein Ankläger, so tritt der greise Hiller gegen Sie auf, denn er ist fest entschlossen, die Verirrung seines verstorbenen Freundes preiszugeben. Diesen Entschluß theilen Sie Ihrem Genossen mit."

Der Greis verließ das Zimmer und das Haus des Ortsschulzen. Als er in der Abenddämmerung zwischen den Gartenhecken hinschritt, rief er laut aus:

„Ich kann nicht anders! Dort oben werde ich mich rechtfertigen!"

Franz Bertram hatte lange regungslos auf seinem Lehnstuhle gesessen. Dann erhob er sich ächzend, ließ eine brennende Kerze kommen und vollendete seine Toilette. Um sechs Uhr fuhr der Wagen vor. Der Kutscher, der das Ziel bereits kannte, brachte seinen gewichtigen Herrn zu dem Gerichtsamtmann, dessen stattliches Haus in der Mitte des Dorfes lag. Ein Bedienter empfing den Gast und öffnete ihm, ohne ihn anzumelden, die Thür des Cabinets.

„Pünktlich wie die Dorfuhr!“ rief der lange Mann, der in strahlender Balltoilette dem Freunde die Hand reichte. „Ich verspreche mir einen köstlichen Abend! Helene hat mir heute Mittag noch einmal versprochen, die ihr auf meine Veranlassung zugesendete Einladung anzunehmen, auch wenn ihr Vater sich weigern sollte, die Gesellschaft zu besuchen. Ich hoffe indeß, der alte Narr, dem ich einen Floh in's Ohr gesetzt, wird kommen.“

„Er wird nicht kommen,“ stammelte Franz.

„Ah bah! So bleibt er weg.“

„Und wahrscheinlich auch Helene nicht.“

„Das wäre mehr als unangenehm. Aber Du bist aufgeregt, mein Freund ... Du siehst blaß und verstört aus ... Du zitterst ...“

Der Wohlbeleibte sank auf einen Sessel.

„Der alte Hiller hat mich besucht.“

„Wann?“

„Vor kaum einer halben Stunde hat er mich verlassen.“

„Und was wollte er?“

„Ich soll Dir sagen, daß er Deinen Drohungen trotze.“

Fuchs suchte seinen Verdruß unter dem feinen Lächeln zu verbergen, das ihm stets zu Gebote stand.

„Das sollst Du mir sagen, Freund?“

„Ja!“

„Sonderbar, sonderbar!“ flüsterte der Jurist, indem er mit den dürren Fingern sein spitzes Kinn kniff.

„Mir scheint, der Alte hat ein Mittel gefunden, sich weißzubrennen.“

„Das kommt darauf an.“

„Fuchs,“ fragte leise der Dicke, mit einer Aengstlichkeit, die ihn fast der Sprache beraubte, „Fuchs, bist Du auch fest überzeugt ...“

Er mußte Athem schöpfen.

„Wovon?“ fragte Fuchs, dessen Augen statt der freundlichen jetzt scharfe Blicke auf den Sitzenden schossen. „Wovon soll ich überzeugt sein?“

„Daß die Bestimmungen meines Großvaters, die der Alte beschworen hat, wirklich verloren gegangen sind?“

„Ah, ich merke den Kniff des Alten! Armer Freund, und Du läßt Dich einschüchtern!“

„Hättest Du den Alten gehört, er sprach mit einer Gewißheit, mit einer Festigkeit ...“

„Die Deinen Muth erschütterte.“

„Beruhige mich, Fuchs!“ bat der Ortsschulze.

„Gern, mein armer Freund. Aber wie soll ich es anfangen? Nun, ich will noch einmal gewisse Dinge recapituliren, damit Du die Erfolglosigkeit jedweden Bemühens, unsern küustlich gewebten Schleier zu zerreißen,

endlich völlig begreifst. Der Justizrath Berg war der Rechtsanwalt Deines Vaters und zugleich der Dritte in jenem Freundschaftsbunde, der manches Geheimniß birgt. Der Justizrath hatte bei seinen Acten natürlich alle Papiere, deren er zur Vertheidigung seines Clienten bedurfte. Du weißt doch," commentirte Fuchs mit einem leichten Anfluge von Hohn, „daß es sich darum handelte, Deinen Bruder Karl als vermögenslos hinzustellen und eine gewisse Confiscation zu verhindern."

„Das weiß ich! Das weiß ich!"

„Es gelang. Der Fiscus ward um ein hübsches Sümmchen geprellt."

„Ich war damals Criminalassessor und kenne den Gang der Verhandlungen genau," fuhr der Gerichtsamtmann fort. „Der Schwur des Schulmeisters gab den Ausschlag; man mußte die Verfügungen des Buschmüllers respectiren: der alte Berg hat nie in glänzenden Verhältnissen gelebt, und als er plötzlich starb, wahrscheinlich aus Gram über das Schicksal seines Schwiegersohnes, den er vom Zuchthause nicht retten konnte, war er überschuldet. Der Tod holte ihn noch bei guter Zeit ab, denn außer dem Concursverfahren drohte ihm auch noch eine Caiminaluntersuchung. Ich ging in die Wohnung des Verstorbenen, um seine Papiere mit Beschlag zu belegen. Sämmtliche Acten lagen noch in ihren Re=

positorien. Ich nahm das Verzeichniß davon auf. In dieser Beschäftigung störte mich Dein Vater, der athemlos in das Zimmer stürzte. Er hatte, in Geschäften zur Stadt gekommen, nicht nur den plötzlichen Tod seines Freundes, sondern auch von der Beschlagnahme gehört, mit deren Vollzuge ich bereits beschäftigt war. Die Leiche des Justizraths stand in dem Nebenzimmer; ich konnte das Weinen und Wehklagen der Tochter hören, der Frau des eingesperrten Demokraten Diepholz. Dein Vater, mein lieber Freund, reclamirte die Privatacten, die seine Angelegenheit betrafen. Ich verwies ihn an das Criminalgericht. Er begriff, daß ich eigenmächtig seinem Gesuche nicht willfahren konnte. Da bat er mich, ich möge ihm einen Blick in die Acten gestatten. Wir fanden bald, was wir suchten. Leider fehlte das Wichtigste darin, jenes Document. Wir sahen, daß wir nur die Hälfte des Aktenstücks vor uns hatten. Ich kannte das Document, denn ich hatte dem Schulmeister den Eid abgenommen. Wir suchten stundenlang vergebens. Ich tröstete Deinen Vater damit, daß die Acten des Criminalgerichts Aufschluß gäben, wenn ein solcher verlangt würde. Er ging, ohne sich um seinen Freund weiter zu kümmern, der Tags darauf einfach zur Erde bestattet wurde. Dieses Benehmen fiel mir auf. Als ich später nach Burgfeld versetzt ward, befragte ich Deinen Vater

um diese Angelegenheit. Er gab trocken zur Antwort: der Justizrath hat vielleicht geglaubt, mir einen Possen zu spielen; mir liegt jetzt an dem Papiere nichts mehr. Ich aber wiederhole Dir, Franz, Berg hat gewisse ihn gravirende Papiere vernichtet oder vernichten lassen, und unter diesen hat sich auch das Actenstück Deines Vaters befunden. Spuren von der Vernichtung haben wir in dem Ofen entdeckt. Was das Gericht nicht findet, bleibt einem Schulmeister unerreichbar. Hiller hätte längst sein Papier präsentirt, wenn er es gekonnt. Daß es sich in dem Nachlasse Deines Vaters nicht befunden, weißt Du ebenso gut, als ich es weiß."

„Freund," rief Franz, „sei behutsam dem Schulmeister gegenüber."

„Warum?"

„Es könnte doch möglich sein ..."

„Was?"

„Daß das Document irgendwo steckt."

„Dann treten wir mit dem Codicill hervor, in welchem Dein Vater, um Dir das Vermögen zu sichern bekennt, daß jenes Document unecht sei. Die Echtheit des Codicills wird Niemand anfechten können; denn ich habe die Unterschrift des Sterbenden recognoscirt. Du bleibst der alleinige Erbe und ich werde der glückliche

Mann der reizenden Helene, die ohne Zweifel auf dem Balle erscheinen wird. Nun fort, der Wagen wartet!"

Franz ließ sich mechanisch zu dem Wagen führen, den Beide bestiegen. Der arme dicke Mann lag wie betäubt in dem Polster. Sollte er dem schlauen Juristen auch des Schulmeisters Drohung, welche Bezug auf seine Geburt hatte, mittheilen? Die Furcht, Fuchs möge für die Bewahrung dieses Geheimnisses eine ähnliche Summe fordern, wie er sie bereits für die Abfassung des Codicills erhalten, aber mehr noch der Stolz hielt ihn davon ab. Niemand außer dem Schulmeister kannte das Geheimniß seiner Geburt, und er selbst würde es nicht ahnen, wenn ihm nicht hinterlassene Papiere seines Vaters Kenntniß davon gegeben.

VII.

Auf dem Balle.

Der reiche Fabricant Saller gab seinen Geschäftsfreunden nnd Bekannten einen Ball. Er hatte den Herbst gewählt, um den Gästen aus der Ferne die Reise zu erleichtern. Man feierte durch das Fest die Einweihung des herrschaftlichen Wohnhauses und die Kirmeß, die in

jener Gegend auch von den Adlichen fröhlich begangen wurde. Der Fabricant zeigte nicht nur seinen Reichthum, sondern auch seinen Geschmack. Er war ein Belgier und hatte sich hier des fetten Bodens wegen angesiedelt, auf dem die Zuckerrübe vortrefflich gedeiht. Sein Etablissement bestand erst seit wenigen Jahren, aber schon hatte er glänzende Geschäfte gemacht. Sachkundige prophezeiten ihm, daß er binnen kurzer Zeit Millionär sein werde.

Gegen sieben Uhr traten Fuchs und Bertram in den Saal.

Eine glänzende Gesellschaft tanzte nach der Musik eines guten Orchesters, das der Festgeber aus der Stadt hatte kommen lassen.

War das der Saal eines Fabricanten, der auf dem Lande wohnte? Man wähnte bei einem Banquier in Brüssel oder in Paris zu sein.

„Freund," flüsterte Fuchs seinem Begleiter zu, „unser Mann hat sich gut eingerichtet. Sehen wir zu, wie weit er es bringt. Das ist ja ein fürstlicher Glanz!"

Franz antwortete nicht; er war wirklich wie geblendet von dem, was er sah. Die Ueberraschung, die der Fabricant bereiten wollte, war gelungen. Er weidete sich an dem Staunen der Gäste. Der Kranz der versammelten Damen ließ nichts zu wünschen übrig: man sah

die geschmackvollsten Toiletten, hübsche Gesichter und elegante Gestalten.

Herr Saller, ein stattlicher Mann von dreißig und einigen Jahren, empfing die Freunde. Sie grüßten sich herzlich. Nach einem kurzen Gespräch, das natürlich den Glanz des Festes betraf, sagte der Fabricant:

„Mir ist der Zufall besonders günstig.“

„Wie?“

„Diesen Morgen ist meine Schwester angekommen.“

„Gratulire!“ rief der Gerichtsamtmann. „Demnach ist der kleine Familienzwist, dessen Sie oft mit Bedauern erwähnten, ausgeglichen?“

„Vollkommen. Meine Schwester hat zwar zugesagt, nur den Herbst hier zu bleiben, aber ich hoffe, sie für den ganzen Winter zu fesseln. Ich zähle auf Sie, meine Herren, dieser Saal darf nicht unbenutzt bleiben. Und nun folgen Sie mir, daß ich Sie, die Honoratioren von Burgfeld, meiner Schwester vorstelle.“

Saller führte die Freunde in ein Cabinet, das durch einen grünen Damastvorhang von dem Saale geschieden ward. Eine Dame, wenn nicht schon fünfzig Jahre alt, doch den Fünfzigen nahe, lag nachlässig auf einem Polster. Ihre Balltoilette war zu reich, als daß man sie geschmackvoll nennen konnte. Das weiße, mit echten Brüsseler Spitzen garnirte Atlaskleid schloß einen

wohlgenährten Körper ein. Schweres Geschmeide schmückte den vollen Arm und den fleischigen nackten Hals. Das zu einem Wellenscheitel geformte blonde Haar ward von einer Schnur kostbarer Perlen durchschlungen. Das Gesicht dieser Dame war trotz des halben Jahrhunderts noch schön zu nennen. Das große blaue Auge verrieth Intelligenz und einen ruhigen festen Charakter.

„Madame Simons, meine Schwester!“

Nach diesen Worten nannte der Fabricant die Namen seiner Gäste, die er zugleich als seine Freunde bezeichnete.

Die Dame verblieb in ihrer Lage, sie neigte nachlässig das Haupt und lächelte stolz.

Fuchs, der gewandte Städter, suchte eine Unterhaltung anzuknüpfen. Madame Simons wandte sich mit der Frage an Franz:

„Sie sind der Besitzer der großen Mühle, die man aus den Fenstern der Fabrik erblicken kann?“

„Ja Madame, ich bin Mühlenbesitzer und Ortsschulze.“

„Ah, also auch eine obrigkeitliche Person!“

„Ich bekleide einen Ehrenposten.“

„Verheirathet?“ fragte Madame Simons.

„Nein!“ antwortete Franz erröthend, dem diese Frage, von einer Dame ausgesprochen, indiscret erschien.

„Dann freilich,“ fuhr Madame Simons fort, „muß ich auf das Vergnügen, Ihnen einen Besuch abzustatten, verzichten.“

„O, Madame,“ stammelte der dicke Mann.

„Sie müssen wissen, daß die Häusergruppe Ihrer Besitzung, die so romantisch an dem Flusse liegt, mir ein besonderes Interesse abgewonnen hat. Außerdem sehe und höre ich gern die Maschinen, die den Prozeß der Bereitung des lieben Brodes beginnen.“

„Schwester,“ rief der Fabricant, „ich bin mit meinem Nachbar zu befreundet, als daß Du aus weiblicher Delicatesse den Besuch bei ihm unterlassen solltest. Wir Landbewohner nehmen es mit der Etikette nicht so genau, und wenn Du einen Winter unter uns verlebt hast, wirst Du wol Geschmack an der Einfalt unserer Sitten finden. Ich sage hiermit bei dem Herrn Nachbar unsern Besuch an.“

Franz verneigte sich tief.

Ein Diener meldete, daß der Lehrer Hiller mit seiner Tochter angekommen sei.

Der Gerichtsamtmann drückte dem Müller verstohlen die Hand.

„Albertine,“ sagte Saller, „in der Tochter des alten Schulmeisters wirst Du ein reizendes Mädchen kennen lernen, das ich geradezu als die Perle unter

unseren Damen bezeichne. Sie verdient es um so mehr, in unsern Kreis gezogen zu werden, da der Herr Gerichtsamtmann die junge Dame seiner besondern Aufmerksamkeit würdigt."

Madame Simon setzte ihren strahlenden Fächer in Bewegung.

„Ah," rief sie, „der Herr Gerichtsamtmann zeichnet die Tochter des Schulmeisters aus! Das macht Ihnen Ehre, mein Herr. Schönheit, Bildung und Tugend sind nicht ausschließliches Eigenthum der Aristokratie. Ich bitte, stellen Sie mir Ihre Braut vor."

In diesem Augenblicke kam Saller zurück, der die letzten Gäste zu empfangen das Cabinet verlassen hatte. Er ließ Vater und Tochter eintreten.

Jetzt erhob sich Madame Simons.

Helene verneigte sich mit dem Anstande einer Salondame vor ihr, ohne die Männer zu bemerken, die einen Schritt zur Seite getreten waren. Sie war einfach und edel in Weiß gekleidet. Ihr schönes dunkles Haar schmückten zwei rothe Monatsrosen, die kaum der Knospe entquollen waren. Die weiße Robe mit der schlichten Stickerei, ein Werk der kunstfertigen Hände Helenens, hob die Zartheit des schönen und edlen Gesichts noch deutlicher hervor. Ein leichtes Zittern durch=

zuckte die graziöse Gestalt, die Saller seiner Schwester vorstellte.

Madame Simons war mehr als überrascht, sie war erstaunt über die reizende Erscheinung.

„Willkommen, Mademoiselle!“ sagte sie freundlich.

Helene verneigte sich tief, ohne aufzublicken.

„Die Schwester des Hausherrn,“ fuhr die Dame fort, „ist sie auch noch fremd, übernimmt es, die Honneurs zu machen. Ah, und dort . . .“

„Herr Hiller!“ ergänzte der Fabricant. „Er begleitet, aus Rücksicht für mich, die Tochter.“

„Wir wissen die Ehre zu schätzen!“ murmelte der Greis, der seinen runden Hut in den mit weißen baumwollenen Handschuhen bekleideten Händen trug. Bin ich auch ein wenig zu alt für die Freudenfeste der Jugend, so habe ich doch meiner Tochter das Vergnügen nicht versagen wollen . . .“

„Sie haben recht gethan!“ sagte die Schwester des Fabricanten. „Wir Alten werden uns an der Freude der jungen Leute ergötzen. Dabei wird die Erinnerung an frühere Zeiten wach und wir träumen uns in die Jugend zurück, die auch wol nicht so ganz freudelos vorübergegangen ist.“

Die Gesellschaft betrat nun den Saal.

Madame Simons führte den Schulmeister, der Fabrikherr Helenen.

Das Orchester begann einen Walzer. Fuchs bot Helenen die Hand, die sie annahm, und führte sie in die Reihe der sich ordnenden Tänzer. Madame Simons unterhielt den Vater Hiller, der im Gespräch mehr als ein Mal seinen Ernst verlor und lächelte.

Der glücklichste der Ballgäste war der Gerichtsamtmann, der vor Erregung kaum tanzen konnte. Er trat mit seiner reizenden Tänzerin bei Seite.

„Helene," flüsterte er, „wie soll ich Ihnen dafür danken, daß Sie Wort gehalten haben! Ach, Sie machen mich unbeschreiblich glücklich! Und der Vater begleitet Sie . . ."

„Ich halte mein Versprechen, Herr Gerichtsamtmann!" flüsterte sie dem Tänzer zu.

„Und ich werde meine Gattin auf den Händen tragen, werde jeden ihrer Wünsche erfüllen, ehe sie ihn ausspricht, werde ihr erster Diener sein. Meine Liebe zu Ihnen kennt keine Grenzen. . . Helene, sie macht mich zu Allem fähig. Ihr Vater soll nicht mehr arbeiten, er soll ruhen und nach Gefallen leben. Die Bekanntschaften, die Sie hier angeknüpft, werden Sie in unseren Zimmern fortsetzen . . . ja, Helene, wir werden Gesellschaften empfangen . . ."

„Beruhigen Sie meinen armen Vater!“ bat sie zitternd.

„Bedarf es dessen noch, wenn Sie an meiner Seite erscheinen?“

„Er spricht von einem Papier.“

„Die Ehre meines Schwiegervaters ist die meinige, und wehe Dem, der sie anzutasten wagt!“

Das Paar mußte den Tanz fortsetzen.

Franz Bertram wollte sich dem Schulmeister nähern; dieser aber unterhielt sich so eifrig mit Madame Simons, daß eine Unterbrechung des Gespräches mehr als unpassend erscheinen mußte. Der Ortsschulze war nicht ohne geselligen Tact. Er beobachtete also aus der Ferne. Die Schwester des Fabricanten sah ernst auf Vater Hiller, der in seiner ruhigen Weise sprach und gutmüthig lächelte.

„Franz!“

„Was giebt's?“

„Hast Du denn diesen Abend kein Auge für Deine Freunde?“

„Du bist's, Anton!“

Anton war ein Domainenpachter aus der Nachbarschaft, der sich früher um die Gunst Helenens beworben hatte.

„Die Tochter des Schulmeisters scheint eine Er=

oberung gemacht zu haben," sagte er mit der Bitterkeit, die eine Schwester der Eifersucht ist.

Franz lächelte, indem er antwortete:

„So scheint es."

„Die Wahl verräth Klugheit."

„Wie?" fragte der Ortsschulze gespannt.

„Einen jungen Mann würde sie nicht bekommen haben."

„Helene ist kaum sechsundzwanzig Jahre alt, schön und gebildet."

„Mag sein."

„Wenn diese Liebschaft sie nicht unter die Haube bringt, bleibt sie sitzen. Diesen Alten scheint sie erobert zu haben . . . sieh' nur, wie holdselig er lächelt, wie er ihr die Hand drückt, daß es die Gäste bemerken müssen, und wie sie dafür durch zärtliche Blicke dankt. Es ist zum Todtlachen!"

„Sie wird sich als Frau Gerichtsammännin zu benehmen wissen," meinte Franz.

„Die große Dame paßt auch nicht auf die Buschmühle."

„Anton, Du weißt es?"

„Ich weiß, daß Karl als ein Vagabund angekommen ist und wie ein Rasender alles Wild niederschießt, das sich in dem Buschthale sehen läßt. Gestern traf ich

ihn an der Grenze meines Reviers. Der Narr ist noch immer der alte Demokrat. Die Welt ekelt ihn an, wie er sagt. Ich finde das natürlich: wer auf der Buschmühle zu leben verdammt und von der Geliebten verlassen ist, die den alten Gerichtsamtmann heirathen will, muß wol die glücklichen Leute mit Groll betrachten."

Der Tanz war vorüber, die Paare zerstreuten sich.

Helene verabschiedete sich von Fuchs in der Nähe der beiden Männer. Sie wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte, als sie Franz und Anton erblickte. Schwankend zog sie sich in das Cabinet zurück, dessen Thür in der Nähe war.

Der Gerichtsamtmann kam ... er flüsterte seinem dicken Freunde in das Ohr:

„Unsere Angelegenheiten stehen vortrefflich!"

„Bist Du am Ziele?"

„Ich bin am Ziele, und Du kannst ruhig sein."

„Aber die Drohung des Alten?"

„War nur eine leere Drohung Er wird sich morgen als bekehrt anmelden."

„Glücklicher Freund!" murmelte Franz mit einem Seufzer.

„Vielleicht morgen schon werde ich Dir meine Verlobte vorstellen. Helene ist ein vernünftiges Mädchen, nein, ein Engel ist sie!"

Arm in Arm gingen Beide durch den Saal . . . sie hatten wichtige Dinge zu besprechen.

„Gleich und gleich gesellt sich gern!“ dachte Anton, der dem würdigen Paare mit höhnenden Blicken nachsah. „Diese innige Freundschaft hat einen besondern Grund, einen Grund, den ich zu ahnen glaube. Es geschehen doch wunderliche Dinge auf Erden.“

Er trat zu einer Gruppe Damen, die mit Erfrischungen bewirthet ward. Man sprach von der Tochter des Schulmeisters und dem Gerichtsamtmann. Daß manches beißende Wort fiel, denn Fuchs war trotz seines Alters und seiner Hagerkeit ein gesuchter Artikel, läßt sich denken.

Helene hatte ihrer moralischen Kraft zu viel zugetraut, als sie zum Heile des Vaters den heroischen Entschluß gefaßt, die Bewerbungen des Gerichtsamtmanns anzunehmen. Die Zärtlichkeiten des Mannes, die er heute rückhaltslos ausgesprochen, hatten sie mit Widerwillen erfüllt. Der Gefürchtete war ihr nie so häßlich, so abgeschmackt und ekelerregend erschienen, als heute in seinen Herzensergießungen. Aber blieb ihr eine Wahl? Daß der Vater der Einladung zum Feste gefolgt war, die er am Morgen noch hartnäckig abgelehnt, hielt sie für einen Beweis von der Gefährlichkeit des Gerichtsamtmanns. Der Schmerz über die Untreue Karl's ge-

sellte sich dem unbeschreiblichen Gefühle bei, welches der Freier in ihr erregte; sie hatte sich selbst in einer Art Verzweiflung die Frage vorgelegt: wenn die Nachricht von Karl's Verheirathung erlogen, wenn sie nur eine Intrigue wäre, die man gesponnen, um ihr den Entschluß zur Heirath zu erleichtern? In der kurzen Unterredung, die sie mit dem Geliebten gehabt, war nichts klar ausgesprochen, wenn auch nach ihrer Meinung das Benehmen des Heimgekehrten für seine Schuld sprach. Dann wieder wünschte sie, daß er schuldig sei, denn sie wähnte, daß sie den Gerichtsamtmann nicht reizen dürfe. Tausend Gedanken und Empfindungen bestürmten das arme Mädchen, es wich den Blicken der Damen aus und eilte in das Cabinet, um den gewaltsam andrängenden Thränen freien Lauf zu lassen.

Das Cabinet hatte zwei Thüren. Die eine derselben führte in den Saal, die andere zu einem Vorzimmer, das an den Corridor grenzte. Helene kannte die Oertlichkeit nicht. In ihrem Schmerze wähnte sie sich allein und sank auf einen Sessel, der in der gewölbten Fensternische stand und halb von der Gardine bedeckt ward. Ein Diener ging durch das Cabinet in den Saal. Er bemerkte das still weinende Mädchen nicht. Kaum waren fünf Minuten verflossen, als Madame Simons mit dem Diener eintrat.

„Wo ist der Herr?“ fragte erregt die Dame.

„Er wartet auf dem Corridor.“

„Führe ihn in dieses Cabinet.“

Der Diener entfernte sich.

Madame Simons ging rauschend auf und ab; ihr Atlaskleid streifte die Gardine, aber sie bemerkte die weißgekleidete Helene nicht, die vor Schreck keiner Bewegung fähig war. In dem Saale ertönte eine lustige Quadrille, man hörte das Rauschen der Füße auf dem Parquetboden und das Gemurmel der Gäste, die nicht tanzten.

„Der Leichtsinnige, der Ueberspannte!“ flüsterte Madame Simons vor sich hin. „Er hat, wenn nicht Strafe, doch eine derbe Lection verdient, und diese will ich ihm bei den Tönen der Ballmusik geben.“

Sie warf sich auf die schwellende Ottomane und fächelte mit dem reichen Fächer ihrem heißen Gesichte Kühlung zu. Ironisch lächelnd beobachtete sie die Thür, durch die nach zwei Minnten ein Mann eintrat, den die lauschende Helene sofort erkannte . . . es war Karl. Er hatte sich nicht zum Ball geschmückt, aber er trug anständige bürgerliche Kleidung. Selbst sein großer Bart war zierlich zugestutzt. Das Halstuch flatterte locker über die breite Brust, die der zugeknöpfte Rock fest einschloß. Das war eine markige, kräftige Gestalt! Und

wie männlich voll erklang die Stimme, die Helenen so wohlbekannte Stimme, als sie die Worte rief:

„Sie hier, Albertine?"

„Ah, Sie haben meine Schriftzüge erkannt."

„Die mir theuren, unvergeßlichen Züge! Albertine, geben Sie mir Aufklärung!"

„Jetzt? Hier? Sie werden theilnehmen an unserm Feste."

„In meiner Gemüthsverfassung!" rief Karl ironisch lachend. „Ich möchte mich in die tiefste Einsamkeit vergraben, statt die lachenden Gesichter der Ballgäste zu sehen."

„Mein Freund, Sie sind mit dem Spleen behaftet! Also deshalb haben Sie mich in London bei Nacht und Nebel verlassen, um hier in der Einsamkeit zu phantasiren?"

„Albertine, zürnen Sie mir nicht!"

„Ich habe das größte Recht dazu, mein Freund! Man macht im Herbste nicht, wenn die Wellen hoch gehen und der Sturm heult, eine Spazirfahrt über den Canal!"

Karl küßte ungestüm der Dame die Hand.

„Und die gefahrvolle Reise haben Sie meinetwegen gewagt?"

„Ich mußte wol, denn das Schicksal des Flüchtlings lag mir am Herzen.“

„O, Albertine, ich habe so wenig gethan, Ihre Güte und Liebe zu verdienen!“ rief Karl bewegt.

„Gut, daß Sie zur Erkenntniß kommen, mein Freund!“

„Nehmen Sie mich wieder an, ich werde mich rechtfertigen.“

„Jetzt nicht, nur jetzt nicht.“

„Albertine, ich beschwöre Sie!“

„Halt!“ rief befehlend die Dame. „Sie wissen, daß ich Sentimentalität hasse! Wollen Sie sich meine Liebe und Güte erhalten, so fügen Sie sich den Bedingungen, die ich Ihnen stelle: legen Sie Ballkleider an!“

„Ich bin arm, ich besitze keine!“

„Danken Sie mir für meine Sorgfalt: ich habe Ihre Gentleman-Garderobe in einem Koffer mitgebracht.“

„Das ist mehr, als ich erwarten konnte. Aber, Albertine, es ist mir nicht möglich, den Ball zu besuchen.“

Madame Simons war hastig aufgestanden.

„Phantast, der Sie sind! Es geht wol nicht Alles nach Wunsch in der Heimath?“

„Hören Sie mich an!“ bat Karl.

„Reichen Sie mir den Arm, mein Freund!“ befahl

Albertine. „Sie kleiden sich um, dann führen Sie mich in den Saal zurück. Der Gemal einer reichen Dame . . .“

Die Thür ward zugeworfen. Das Paar befand sich auf dem Corridor. Die Quadrille in dem Saale dauerte fort. Da regte sich plötzlich die Gardine . . . Helene, bleich wie der Tod, schwankte nach der Thür . . . ihre Augen glühten fieberhaft, ihr schöner Körper bebte. Sie schien nicht zu wissen, was sie that. Noch ehe sie die Thür erreichte, brach sie wimmernd zusammen . . . die bleiche Balldame, geschmückt mit rothen Rosen, lag regungslos auf dem buntfarbigen Fußteppich. Und die fröhliche Ballmusik tönte fort, die jungen Leute tanzten und die älteren plauderten und nahmen Erfrischungen. Wer von den Fröhlichen ahnte, daß die Perle der Damen, die bewunderte und beneidete Helene, in tiefer Wehmuth lag, vielleicht vor Jammer gestorben war. Der Vater, der greise Schulmeister, hatte mit Besorgniß seine Tochter gesucht. Als er sie unter den Tanzenden nicht fand, befiel ihn eine tödtliche Angst. Er trat in das Cabinet.

„Helene! Helene!“ rief er. „Mein armes Kind! Ach, ich wußte es, daß Dich die Herzenspein zu Boden drückt. Du willst mich retten und gehst darüber zu Grunde . . .“

Das Orchester übertönte den Jammer des greisen

Vaters, der sein Kind rüttelte und schüttelte, um es in das Leben zurückzurufen. Er küßte auch der Tochter bleiche Stirn, nannte sie mit den zärtlichsten Namen und legte ihren Kopf in seinen Arm.

Helene erwachte aus ihrer Ohnmacht und schlug die Augen auf.

„Es war doch wol nur ein Traum!“ flüsterte sie. „Aber die Lichter, das kostbare Gemach . . . Vater, ach Sie sind da!“

„Mein armes, mein unglückliches Kind!“

Alle Kraft zusammenraffend richtete sie sich empor.

„Vater,“ flüsterte sie dringend, „ich kann den Saal nicht wieder betreten, mir brennt der Kopf, ich fühle mich unwohl! Rufen Sie den Gerichtsamtmann . . . er ist mein Verlobter . . . ich will Abschied von ihm nehmen!“

Der Greis starrte sie verwundert an.

„Fasse Dich doch, arme Helene!“ bat er mit väterlicher Zärtlichkeit.

Sie lächelte wie eine Irrsinnige.

„Rufen Sie den Gerichtsamtmann!“ flüsterte sie dringender.

„Du bist krank, vermagst nicht klar zu denken.“

„O, ich weiß nur zu gut, was ich rede und thue.“

„Begleite mich nach Hause, mein Kind!“

„Ich verlasse nur am Arme meines Verlobten die

Fabrik. Mein armer Vater, sehen Sie mich nicht so schmerzvoll an, grämen Sie sich nicht ... ich bin ja glücklich, denn ich kann meine Kindespflicht erfüllen, ohne späte Reue zu fürchten. Man mag mich beneiden, bemitleiden oder verlachen ... mir gilt Alles gleich, ich kümmere mich um nichts ... ich wäre selbst unglücklich, wenn der Mann, der mich zu einer vornehmen Dame, zu seiner Gattin machen will, zurückträte."

Vater Hiller wich bestürzt zurück, als Helene sich vor den großen Spiegel stellte und die durch den Fall leicht derangirte Toilette zu ordnen begann. Dabei glitt ein wunderbares Lächeln über ihr bleiches Gesicht, ein Lächeln ähnlich dem eines koketten Mädchens, das eine stolze Freude über seine Schönheit empfindet.

„Sie ist ihres Verstandes nicht mächtig!" murmelte verzweiflungsvoll der arme Vater.

In diesem Augenblicke erschien der Gerichtsamtmann.

„Ah," rief er, „hier weilt meine Schöne!"

Helene trat von dem Spiegel zurück.

„Mein Herr, die Bitte, die ich an Sie zu richten gedenke, vereitelt Ihnen zwar die Freuden des Balls; aber Sie werden sie Ihrer Verlobten erfüllen ..."

„Und müßte ich mein Leben wagen!"

„Führen Sie mich nach Hause! Der Boden hier

brennt unter meinen Füßen, die Decke scheint einzustürzen . . . ich kann nicht länger auf dem Balle bleiben!"

Fuchs war entzückt, seiner Dame einen Dienst leisten zu können. Er ging durch den Saal, um die Mäntel zu holen und einen Wagen zu requiriren, wie er sich ausdrückte.

Helene warf sich auf die Ottomane, die Madame Simons verlassen hatte. In fieberhafter Unruhe wartete sie der Rückkehr des Gerichtsamtmanns. Ihre kleinen Finger zerpflückten den Blumenstrauß, der den hochfliegenden Busen schmückte; die Blätter warf sie auf den Boden.

„Vater," rief sie mit bebender Stimme, „ich feiere heute einen hohen Triumph! Es ist gut, daß wir zu Balle gegangen sind, es ist recht gut, daß Sie mich begleitet haben."

„Ich verstehe Dich nicht, mein armes Kind . . ."

„Wissen Sie, wer Madame Simons ist?"

„Ich weiß es, die Schwester des Fabrikherrn, eine stolze, aber eine gute Dame."

„Eine stolze und eine gute, aber auch eine sehr reiche Dame!"

„Sie hat versprochen, den Winter hier zu bleiben und Dich unter ihren Schutz zu nehmen."

„Das hat sie versprochen?"

„Ja, noch mehr . . . Aber, Helene, was ist Dir? Kehrt Dein Unwohlsein zurück?"

Sie sprang auf, eine heiße Röthe erschien auf ihren Wangen.

„Vater," flüsterte sie, indem sie seine Hand ergriff, „Madame Simons, wie sie sich hier nennt, ist eine Weltdame, eines jener Mannweiber, die das Leben auf ihre Weise genießen. Dort saß ich, um meinen Schmerz auszuweinen . . . da begrüßte Madame Simons ihren Gemal, den sie durch ein Billet hatte rufen lassen. Er nannte sie Albertine, küßte ihr feurig die Hand, und sie befahl ihm, sich umzukleiden . . . sie hatte seine Kleider mitgebracht . . . der Gemal einer reichen Dame meinte sie . . . Vater, errathen Sie nicht, wer dieser Gemal ist, der seine Frau in London verlassen hat?"

„Um Gotteswillen, Helene, Du erzählst mir da Dinge . . ."

„Karl Bertram ist dieser Gemal."

„Helene, Helene!" stammelte Vater Hiller. „Das wolle der barmherzige Gott verhüten! Nein, Du hast Dich getäuscht, es kann nicht möglich sein . . . die Vorsehung waltet zu gerecht . . . mir schwinden die Sinne bei diesem Gedanken, der mir das alte Hirn austrocknet . . ."

„Lassen Sie den Glauben an Karl nur fahren,

mein guter Vater, er ist mit jener Frau vermält, die sich kokett geschmückt wie ein achtzehnjähriges Mädchen. Auch ich habe noch gehofft, gehofft bis diesen Abend ... nun habe ich keinen Kampf mehr zu bestehen! fügte sie in großherziger Resignation hinzu. Sie zweifeln immer noch? Bleiben Sie auf dem Balle, und Sie werden bald das Gattenpaar sehen. Karl zeigt sich öffentlich an ihrer Seite, und damit ich Zeugin dieses Schauspiels sei, hat man mich geladen."

Vater Hiller starrte wie ein Verzweifelnder vor sich hin.

„Es ist nicht möglich," murmelte er, „es kann nicht sein!"

„Es ist!" versicherte Helene. „Und dieser Frau hat er mein treues Herz geopfert, das Herz des armen Mädchens."

Der Gerichtsamtmann trat ein.

„Die Mäntel liegen im Wagen, der Wagen wartet an der Thür," meldete er. „Gehen wir über den Corridor; soeben ist der Tanz zu Ende ... man könnte fragen, uns aufhalten wollen ... Ihren Arm, Helene, ich bitte. Herr Hiller, Sie begleiten uns wol?"

Der Alte richtete fest den Kopf empor.

„Ich bleibe noch!"

„Gut, der Wagen kann Sie später heimbringen, ich schicke ihn zurück.“

Helene wollte einige Worte an ihren Vater richten. Da öffnete ein Diener die Flügelthür des Corridors.

Karl, in eleganter Balltoilette, Madame Simons am Arme führend, trat ein. Er sah Helenen, die zitternd am Arme des Gerichtsamtmanns hing. Sein Gesicht verfinsterte sich, er warf sprühende Blicke auf das Paar, das leicht grüßend vorüberging und auf dem Corridor verschwand.

„Wohin, Herr Hiller?“ fragte die Dame.

Der Greis winkte mit der Hand und schwankte auf den Corridor hinaus.

„Und auch Sie, mein Freund?“ wandte sich Albertine an ihren Begleiter. „Ah, die reizende Helene spielt Ihnen einen abscheulichen Streich! Den spindeldürren Gerichtsamtmann, und wäre er Justizminister, würde ich, die Fünfzigjährige, mit Hohn abweisen, wenn er meine Hand begehrte. Die Tochter des Schulmeisters will um jeden Preis eine Dame spielen. Vergessen Sie die Leichtsinnige.“

„Wenn ich kann!“ murmelte Karl, indem er den Saal betrat.

Vater Hiller konnte seiner Tochter und dem Ge-

richtsamtmann nicht folgen, die Beine versagten ihm den Dienst, er mußte sich auf die Stufe der breiten Treppe setzen, um zu ruhen. Nach einigen Minuten schwankte er weiter. Als er den Hof betrat, war der Wagen abgefahren. Das Geräusch der Räder verklang in der Ferne. Der Greis überlegte nicht, er verließ den Hof und trat in die junge Baumpflanzung des Fabrikherrn. Rechts lag das stattliche Wohnhaus, dessen Fenster hell beleuchtet waren. Eine fröhliche Ballmusik, die hell durch die stille Nacht klang, begleitete den gebeugten Mann auf seinem Heimwege.

Der Weg führte über einen Wiesenplan, der die Fabrik von den ersten Häusern des Dorfes trennte. Eine kalte Luft strömte von dem Flusse herüber, dessen Rauschen sich nun vernehmen ließ. Vater Hiller sah sich nicht um, er schritt rüstig weiter. Der Schreck trieb ihn durch die Nacht. Sein weißes Haar flatterte in dem rauhen Winde. Die Dorfuhr schlug zehn. Der Hornruf und der Gesang des Wächters folgten den hellen Schlägen. Auch die Uhr der Fabrik zeigte die Stunde an. Dann ward es wieder still. Der Greis erreichte das erste Haus, das einsam an dem Hügelabhange lag. Den alten Mann hatte die Kraft verlassen, er sank auf die Bank, die sich neben der Thür befand. Es war das traurige Häuschen der armen Elisabeth. Von der

Bank aus ließ sich die Fabrik übersehen, deren erleuchtete Fenster hell durch die Nacht strahlten.

„Dort schwelgt man," dachte der Schulmeister, „vergeudet Tausende in wenig Stunden . . . hier darbt eine schuldlose Familie Tag für Tag. Und doch," fragte er sich bitter lächelnd, „wer ist wol glücklicher?"

Ein Geräusch von Schritten unterbrach den Gang seiner Gedanken. Er sah auf. Die Schritte kamen näher. Bald ließ sich die Gestalt der Frau Diepholz erkennen, die über das Stoppelfeld dem Häuschen zueilte. Das Tuch, das ihren Kopf einhüllte, flatterte im Winde. Athemlos kam sie an. Sie brach fast zusammen, als sie die Hand nach dem Thürschloß ausstreckte.

Jetzt bemerkte sie den Mann auf der Bank.

„Wer ist da?"

„Ich bin es, Hiller! Ich habe den Ball verlassen, den der Fabrikherr giebt. Hier ruhe ich aus . . . Aber woher kommen Sie? Was ist geschehen? Unglückliches Weib, Sie haben doch wol nicht eine Unbesonnenheit begangen? Sie zittern und starren mich an . . . ich will gehen, ich habe Sie nicht gesehen . . ."

„O, bleiben Sie, bleiben Sie!" rief Elisabeth. „Ich fürchte Sie nicht, ich fürchte keinen Menschen, wenn ich auch die Nacht über die Felder gehe. Meine Füße sind wund, ich kann mich kaum noch aufrecht erhalten.

Aber ich wäre doch zu Ihnen gekommen, hätte an Ihren Fensterladen geklopft ... zuvor wollte ich nur nach meinen Kindern und nach meinem alten Schwiegervater sehen ..."

„Zu mir wollten Sie?" fragte Hiller erstaunt.

„Und zu Ihrer Tochter, die mich heute so reich beschenkt hat. Aber folgen Sie mir in das Haus ... der Wind zieht kalt vom Flusse herüber ... mich schüttelt der Frost ..."

Sie öffnete die Thür. Als Hiller die hohe Schwelle überschritt, stand die Wittwe am Herde und zündete die kleine Blechlampe an ...

„Bleiben Sie hier!" flüsterte sie. „Ich bin sogleich wieder bei Ihnen. Dort steht ein Schemel."

Elisabeth eilte in das Stübchen. Sie überzeugte sich davon, daß die Kinder und der Vater ruhig schliefen, dann kam sie zu dem Schulmeister zurück, der in banger Erwartung auf dem Vorplatze stand. Nachdem sie die Lampe auf einen Vorsprung der grauen Lehmwand gesetzt, denn ein Geräth enthielt die Hütte der Armuth nicht, begann sie flüsternd:

„Herr Hiller, Helene hat mich heute mit sich ausgesöhnt! Noch mehr: sie hat mir ihr Vertrauen geschenkt. Dafür will ich mich dankbar zeigen ... nehmen Sie

dieses Papier! Ich weiß, daß es für Sie von großer Wichtigkeit ist."

Sie zog aus ihrem Busentuche ein Paket Schriften, das sie in ein Stück Leinwand gewickelt hatte.

Vater Hiller trat zu der Lampe. Er zerriß den Umschlag des Pakets . . . ein kleines Actenstück zeigte sich, das er hastig durchblätterte. Wie ein Mensch, der seinen Augen nicht traut, rieb er sich die Stirn und wühlte mit der Hand in dem greisen Haare, das sich auf dem Kragen seines schwarzen Rockes kräuselte. Seine starren Blicke verschlangen die Zeilen, die sich auf dem vergilbten Papiere zeigten. Nun sah er zu Elisabeth hinüber, die immer noch regungslos auf ihrem Holzstuhle saß.

„Frau," stammelte er, „mir ist, als ob ein Gott ein Wunder geschehen ließe, durch Sie . . . ich wage es kaum, an die Wirklichkeit zu glauben. Dieses Schriftstück, das meine Ehre, mein Leben rettet, das Helenen vor einem endlosen Unglück bewahrt . . . aus Ihrer Hand empfange ich es, aus der Hand der ärmsten Frau des Dorfes, die es stets verschmähte, meine Beihilfe anzunehmen."

Elisabeth hob langsam ihren Kopf empor.

„Dieses Papier," fragte sie, „macht Helenen frei von dem Gerichtsamtmann?"

Vater Hiller konnte nicht mehr sprechen . . . Thrä-

nen entrannen seinen Augen, indem er mit dem greisen Haupte nickte. Betend faltete er die Hände und sah zu der schwarzen Decke des Hüttchens empor.

„Das hat Gott gethan!" murmelte er in tiefer Rührung. „Wenn die Noth am größten, ist des Herrn Hilfe am nächsten! Gepriesen sei sein heiliger Name. . . Amen!"

„Amen!" flüsterte auch die Wittwe.

Dann erhob sie sich.

„Sie wissen," sagte sie leise, „daß mein seliger Vater der Rechtsanwalt Ihres Freundes war. Der reiche Müller ist stets ein ungestümer Mann gewesen, den die Hand des Freundes in Schranken halten mußte. Jene Papiere verbarg mein Vater, um sie der Beschlagnahme zu entziehen, die er vorhergesehen, denn er wußte, daß er im Verdachte stand, einer geheimen Verbindung anzugehören. Er lag krank im Bette. Ich mußte dieses Actenstück holen, das er theilte. Indem er mir die Papiere gab, befahl er mir zugleich, sie zu verbergen. Ich trug sie auf den Boden, wo ich sie hinter einem Breterverschlage des Giebels niederlegte, ohne sie zu lesen. Ich hielt sie wirklich für Schriftstücke, die auf eine politische Verbindung Bezug hatten und für spätere Zeiten aufbewahrt werden sollten. Denselben Tag noch starb mein Vater. Schlag auf Schlag traf mich. Ich

ward arm und elend und gedachte der verborgenen Papiere nicht mehr, die im Hause zurückblieben. Was nützten sie auch, da mein Vater gestorben war? Niemand fragte danach. Diesen Morgen ward ich lebhaft daran erinnert. Ein unbestimmter Drang trieb mich nach der Stadt. Das Glück war mir hold, denn ich erreichte ungesehen den Boden des Hauses, das meine Eltern einst bewohnt, und fand die Papiere, wohin ich sie einst gelegt. Als ich das Haus verließ, wollte man mich, die Bettlerin oder Diebin, anhalten ... laufend erreichte ich auf Umwegen das freie Feld. Ein Blick auf das Document überzeugte mich von der Wichtigkeit desselben; die Mittheilungen Helenens erlaubten mir eine Zusammenstellung der Dinge ... Herr Hiller, verwenden Sie die Papiere! Gute Nacht, ich muß zur Ruhe gehen!"

„Zählen Sie auf meine Dankbarkeit!" rief der Schulmeister. „Die Notizen, die Ihr Vater hinterlassen, sollen auch Ihnen, der armen Tochter, Früchte tragen!"

Er verließ die Hütte, Elisabeth schloß hinter ihm die Thür.

„Ich bin kein Meineidiger!" rief er aus. „Jetzt kann ich die Stirn hoch tragen und meinen Feinden Trotz entgegensetzen. Helene! Helene!"

Die moralische Kraft stärkte auch seinen Körper.

Nach einer Viertelstunde klopfte er an die Thür seines Hauses. Die Magd öffnete.

„Wo ist meine Tochter?"

„Sie unterhält sich mit dem Herrn Gerichtsamtmann!"

Hiller trat in das Zimmer. Helene, noch im Ballstaate, saß neben Herrn Fuchs, der zärtlich seinen Arm um ihre schlanke Taille gelegt hatte. Sie duldete wie ein Opferlamm die Zärtlichkeiten des hagern Bräutigams, der vor Wonne glühte.

„Herr Gerichtsamtmann," rief der eintretende Schulmeister, „kehren Sie nach der Fabrik zurück, wo man Sie erwartet."

„Verzeihung, Herr Hiller, hier ist mein Platz."

„Ich glaube, Sie irren!"

Helene stand auf und schmiegte sich an den erregten Alten.

„Vater, bedenken Sie, was Sie sprechen!" bat sie erschreckt.

Er umschlang ihr schönes Haupt mit dem Arme und küßte ihr die Stirn.

„Mein Kind," rief er mit starker Stimme, „ich befreie Dich von der Tortur . . . wir haben den Herrn Gerichtsamtmann . . . doch nein," unterbrach er sich plötzlich, „der brave Herr ist uns nöthig, wie das Licht der

Sonne. Sie sprachen von dem Testament des Buschmüllers . . . Ihre Wohnung ist nicht weit, holen Sie es. Bringen Sie das Papier, meine Tochter giebt Ihnen dagegen den Verlobungsring. Eine halbe Stunde bleibt Ihnen Frist; kehren Sie bis dahin nicht zurück, so halte ich mich meines Versprechens entbunden."

Fuchs war erschreckt aufgestanden.

„Sie sprechen sonderbar, Herr Hiller."

„Ich spreche wie es dem Vater Helenens geziemt. Gehen Sie, ich brauche das Document."

„Diese Nacht noch?"

„Diese Nacht noch, Herr Gerichtsamtmann. Eilen Sie!"

Fuchs griff nach seinem Pelze. Die Aufregung und die drohende Miene des Alten kündigten ihm einen Vorgang an, der seinen Plan zerstörte. Er warf einen Blick auf die reizende Braut, die, seinen Bitten nachgebend, im Ballstaate geblieben war. Und jetzt sollte er sich von ihr trennen, in dem Augenblicke, da er des süßesten Glücks theilhaftig werden, da er den ersten Kuß erhalten sollte.

„Herr Hiller, Sie bedürfen also des Papiers?" fragte er mit bittersüßer Miene.

„Das Document des Buschmüllers, das ich als Zeuge unterzeichnet habe. Der Verdacht, Herr, daß ich

einen Meineid geschworen, um tausend Thaler zu verdienen, dieser Verdacht brennt wie Feuer auf meiner Seele. Gehen Sie! Holen Sie den Preis für Ihre Braut, den Sie selbst bestimmt haben. Wir wollen den Kauf abschließen."

Der Gerichtsamtmann küßte Helenen die Hand, verneigte sich und verließ das Zimmer. Hiller schob den Riegel vor die Thür.

„Hier, mein Kind, ist die Schrift, die nicht bindet, sondern erlöst!"

Er warf das Actenstück auf den Tisch.

„Vater, ich bin frei?"

„Lege die Maske ab, die Dir Deine Liebe zu mir aufgedrungen, und zeige dem Elenden Dein wahres Gesicht. Ich habe Deine Pein mitempfunden, habe Dich beklagt, habe im Stillen geweint. Du armes Kind bist ja schon elend genug durch die Untreue des Mannes, den Dein Herz liebt."

„Vater, der Gerichtsamtmann hat gedroht . . ."

„Mit einem Hirngespinnst. Begreifst Du auch ganz die Niederträchtigkeit dieses Menschen?"

Helene gestand nun, unter lautem Schluchzen, daß sie namenlos unglücklich geworden wäre, wenn sie dem Freier hätte die Hand reichen müssen; sie schilderte die Seelenpein, die sie bei seiner Annäherung empfunden,

das Grauen, das seine Berührung in ihr hervorgebracht. Als sie erfuhr, wem sie die Rettung verdanke, brach sie in Thränen aus.

„Ich habe der armen Elisabeth viel abzubitten!“ flüsterte sie.

Helene trat nach einer halben Stunde im Hauskleide aus ihrer Kammer. Hiller, der das Actenstück geprüft hatte, rief ihr entgegen:

„Hier steht die notariell beglaubigte Verfügung des verstorbenen Bertram. Karl ist der Besitzer der Buschmühle und der Erbe von fünfzigtausend Thalern sammt Zinsen, die Franz zu zahlen hat. O, auch der Ortsschulze hat sich in seinen eigenen Schlingen gefangen. Hätte er gewußt, was dem Besitzer der elenden Mühle zufällt, er würde das Testament seines Vaters anders gefälscht haben, denn gefälscht ist es, das lasse ich mir nicht nehmen. Welch ein Gewebe von List und Bosheit! Der Ortsschulze und der Gerichtsamtmann spielen aus einer Karte, und doch hat Einer den Andern betrogen. Wäre Karl treu geblieben!“ fügte er ganz leise hinzu.

Der Gerichtsamtmann kam nicht zurück. Vater und Tochter verrichteten gemeinschaftlich ein Dankgebet und suchten das Kämmerlein auf, um nach dem sorgenvollen Tage zu ruhen.

Am nächsten Morgen sah man eine Equipage durch das Dorf fahren. Sie hielt an der Kirchhofmauer. Madame Simons, in einen Atlaspelz gehüllt, stieg aus. Ein Diener zeigte ihr den Weg nach dem Schulhause, das sie betrat. Vater Hiller hatte eben seine Unterrichtsstunden geschlossen, er stand am Fenster und hatte die Dame kommen gesehen. Helene, die er davon benachrichtigte, wollte sich entfernen. Madame Simons trat mit den Worten in das Stübchen:

„Bleiben Sie, Mademoiselle! Ihnen vorzüglich gilt mein Besuch."

Dann reichte sie unbefangen dem Schulmeister die Hand und warf den Pelz auf den Stuhl hinter der Thür.

„Herr Hiller," rief sie," „wie kalt Sie mich empfangen! Und doch sind wir alte Bekannte."

„Ich wollte," rief der Greis, „wir hätten uns nie gesehen!"

„Alter Herr! Und ich habe mich gefreut, Sie endlich einmal wiederzusehen. Was haben Sie gegen mich? Gestern Abend auf dem Balle, den Sie so rasch verließen, versprachen Sie mir ..."

„Gestern Abend, Madame, wußte ich nicht, daß Sie ..."

„Sprechen Sie sich aus," rief die Dame, die sich zwanglos auf das kleine Canapee warf und durch ein

goldenes Lorgnon das Zimmer musterte, dabei aber scharfe Blicke auf Helenen richtete.

„Das, was ich Ihnen zu sagen habe, Madame, paßt nicht für die Ohren meiner Tochter!"

„Gut, so erklären wir uns später darüber."

„Ich will nicht stören," sagte Helene.

Madame Simons litt es nicht, daß Helene sich entfernte; sie verlangte das Bleiben des jungen Mädchens in einem fast befehlenden Tone.

„Herr Hiller, man spricht von einer gezwungenen Verlobung Ihrer Tochter."

„Spricht man davon?" fragte der Alte, der seinen Platz am Fenster nicht verlassen hatte.

„Und zwar mit Zusätzen, über deren Richtigkeit ich mir Aufschluß erbitten möchte."

„Madame," rief stolz der Greis, „zwingen lassen wir uns nicht, Alles, was wir thun und lassen ist freier Entschluß, freier Wille."

„Um so schlimmer!" entgegnete hastig die Dame. „Ein junges und schönes Mädchen wählt sich einen alten, zusammengeschrumpften Mann. Frühling und Herbst! Man möchte darüber lachen, wenn die Angelegenheit nicht zu ernst wäre."

„Und das sagen Sie uns, Sie, Madame?"

„Ich muß Ihnen wol darthun, daß ich ein Recht

dazu habe. Hören Sie mich an, und auch Sie, Mademoiselle! Ich hatte eine Schwester, die ein reicher englischer Privatmann in der Schweiz kennen lernte, sie liebte und heirathete. Sie wissen, Herr Hiller, daß ich einen leichtsinnigen Streich beging, oder vielmehr daß ich schwach genug war, den Versicherungen eines Mannes zu trauen, der nur sein Spiel mit mir getrieben. Man gab mir, dem armen Mädchen, tausend Thaler, und ich reiste nach London, um meine Schwester aufzusuchen. Die arme Marie pflegte ihren langsam hinsiechenden Mann. Der Mann starb und hinterließ ein bedeutendes Vermögen. Ich heirathete den Agenten Simons und ward zum zweiten Male unglücklich. Unsere Ehe mußte getrennt werden. Da nahm mich Marie, die immer noch ihren braven Mann betrauerte, schwesterlich auf. Wir öffneten unser Haus allen Deutschen, und vorzüglich den politischen Flüchtlingen, unter denen sich Karl Bertram befand. Muß ich Ihnen sagen, welche Erinnerungen dieser Name in mir erweckte? Es kam zu Erklärungen, und der Sohn des Mannes, der mir ein großes Herzeleid zugefügt, ward mein Schützling. Von ihm erfuhr ich, daß sein Vater eine sehr unglückliche Geldheirath abgeschlossen hatte. Karl Bertram, der Flüchtling, lebte als Gentleman in London. Mehr als eine reiche Dame warf ihre Angelhaken nach ihm aus;

er aber verschmähte Alle, denn er wollte seiner Helene treu bleiben. Ich machte ihm die bittersten Vorwürfe, ich gestehe es ein, denn ich wollte Mutterstelle bei ihm vertreten und für sein Glück sorgen; er aber, stolz und ungestüm, verließ mich bei Nacht und Nebel, ließ sogar die Kleider zurück, die er mir verdankte, und ging in einer Blouse nach Deutschland, zu seiner Helene, die der arme Mensch an der Seite eines reichen Orang-Utangs trifft. Ich reiste ihm nach, zu meinem Bruder, den ich vorher schon benachrichtigt hatte . . . das Uebrige mögen Sie sich erklären."

„Karl ist nicht verheirathet?" fragte zitternd Helene.

„Verheirathet? Mit wem?"

„Mit Ihnen, Madame!" rief Hiller.

Die Dame stand auf und ergriff die Hand des Schulmeisters.

„Ich habe nicht vergessen, sagte sie würdevoll, daß Franz Bertram, obgleich ich wenig Freude an ihm erlebe, mein Sohn ist."

Helene stieß einen durchdringenden Schrei aus. Sie sank vor Madame Simons nieder, küßte ihr die Hände und eilte aus dem Zimmer. Vater Hiller und die Dame hatten eine lange Unterredung, in welcher sie beschlossen, den Ortsschulzen zur Zahlung des dem Buschmüller zufallenden Vermögens zu veranlassen, sonst aber

die Dinge mit dem Mantel der Vergessenheit zu bedecken, um die Ehre des verstorbenen Bertram zu wahren. Der Gerichtsamtmann, der sich schon nach einem Monat versetzen ließ, kam dabei gut weg.

Um Mittag saß Karl Bertram sinnend vor der Buschmühle. Da fuhr die Equipage des Fabrikherrn vor und drei Personen stiegen aus: Vater Hiller, Madame Simons und Helene.

„Ich halte Wort," rief die alte Dame. „Hier ist die Braut des Buschmüllers, die sich aus Verzweiflung an einen Fuchs verheirathen wollte. Und Sie, Helene, wissen nun, daß mein Schützling nur dann erst verheirathet ist, wenn er Ihr Mann geworden. Trauen Sie den Zeitungsnachrichten und den Worten eines bestochenen Betrügers nicht so unbedingt."

„Ich errathe Alles, Alles!" rief Karl.

„Aber nicht meine Seelenpein!" flüsterte Helene, indem sie in die Arme des Geliebten sank.

Eberhard und Justine standen in der Thür des Häuschens . . . sie weinten Freudenthränen.

An dem Trauungstage des Buschmüllers mit der Tochter des Schulmeisters bezog der alte Diepholz sein Gütchen wieder, das Madame Simons, die ihre Schwester beerbt, zurückgekauft hatte. Der Kaufcontract ward Frau Elisabeth als Lohn für die Papiere, die sie geret-

tet. Vater Hiller legte seinen Posten ohne Pension nieder, er lebte bei seinen Kindern. Karl Bertram ward der Compagnon des Fabricanten Saller, und Eberhard und Justine blieben in der Buschmühle, die gründlich ausgebaut wurde. Ehe Madame Simons die Rückreise nach London antrat, hatte sie eine Unterredung mit Franz: die Folge derselben war, daß Franz seinen Bruder aufsuchte und ein offenes Bekenntniß seiner Schuld ablegte. Vater Hiller, der rüstige Greis, machte täglich einen Spazirgang nach der Buschmühle.

---

ter. Vater Hiller legte seinen Posten ohne Pension nieder, er lebte bei seinen Kindern. Karl Bertram wurde der Compagnon des Fabricanten Saller, und Eberhard und Justine blieben in der Buschmühle, die gründlich umgebaut wurde. Ehe Madame Simons die Rückreise nach London antrat, hatte sie eine Unterredung mit Franz; die Folge derselben war, daß Franz seinen Bruder aufsuchte und ein offenes Bekenntniß seiner Schuld ablegte. Vater Hiller, der rüstige Greis, machte täglich einen Spaziergang nach der Buschmühle.

Eine Gouvernante.

Auf der Zwischenstation D. verließ ich die Eisenbahn. Mein Gepäck, ein Reisekoffer von mäßiger Größe und eine Hutschachtel, stand auf dem Perron. Der Zug, der nur drei Minuten angehalten, brauste weiter. Durch einen Arbeiter ließ ich die Sachen in das kleine Bahngebäude schaffen, übergab sie dem Portier mit der Weisung, daß sie am nächsten Morgen abgeholt werden sollten, nannte meinen Namen, der an eine Tafel geschrieben wurde, und fragte nach dem Wege zu dem Rittergute Borkheim. Der gefällige Portier deutete mit der Hand die Richtung an, beschrieb mir einen Weg durch den Forst und fügte hinzu, daß ich nach einer Stunde am Ziele sein könne. Wohlgemuth schritt ich durch ein üppiges Weizenfeld und kam nach zehn Minuten in einen herrlichen Eichenforst, der mir Schatten und Kühlung gewährte. War es auch schon gegen Abend, so brannte die Junisonne doch noch heiß hernieder. Kein Landmann, kein Holzhauer begegnete mir; ich befand

mich allein in dem duftigen schweigenden Walde, der mir wie ein erhabenes Gotteshaus erschien. Ich betrat zum ersten Male die Gegend, um meine einzige Schwester aufzusuchen, die mit dem Baron Theodor von Eggen verheirathet war. Der Baron, seit acht Jahren vermält, hatte durch Erbschaft das Rittergut erhalten, das er im verflossenen Herbste bezogen. Als ich ihn das letzte Mal gesehen, lebte er in bedrängten Verhältnissen; jetzt war er mit einem Schlage ein reicher Mann geworden. Die Ehe mit meiner Schwester hatte nicht etwa die Convenienz, sondern die reinste Liebe geschlossen, denn Emilie war ebenso arm gewesen, als ich es jetzt noch war. Unser Vater hatte uns nichts hinterlassen, als einen ehrlichen Namen. Ich erwähne bei dieser Gelegenheit, daß ich damals neunundzwanzig Jahre zählte, den Militärdienst — ich war Secondelieutenant gewesen — verlassen und den Stand des Schriftstellers gewählt hatte, der mir bis dahin eine bescheidene, aber freie Existenz gewährte. Ich lebte, wie man zu sagen pflegt, von meiner Feder. Nun folgte ich der Einladung meines Schwagers, um den Sommer auf dem Gute Borkheim zu verbringen, das, wie er mir geschrieben, reizend gelegen sei. Demnach stand mir eine heitere, sorgenlose Zeit bevor, ich konnte ruhen, brauchte nicht um das liebe Geld zu arbeiten.

Plötzlich stand ich an einem Kreuzwege. Der Portier hatte desselben mit keinem Worte erwähnt. Wohin sollte ich mich wenden? Zwei Pfade öffneten sich vor mir. Ich schlug den ein, der geradeaus lief. Aber schon nach fünf Minuten befand ich mich im Freien. Ein endloses Ackerland dehnte sich vor mir aus. Ich konnte zwei Dörfer unterscheiden; von einem Rittergute sah ich keine Spur. Vielleicht hätte ich den entgegengesetzten Weg wählen müssen. Rathlos spähete ich, ob nicht ein menschliches Wesen sich zeige. Da schimmerte mir ein Häuschen entgegen, das still und einsam am Saume des Waldes lag. Nach hundert Schritten hatte ich es erreicht. Eine Bank stand an der Lehmwand, in der sich ein reinliches Fenster befand. Ein Gärtchen, wohlgepflegt, stieß an das kleine Haus. Ich sah durch das offene Fenster. Das Stübchen, klein und niedrig, war leer. Bei näherm Beschauen gewahrte ich eine Wiege, in welcher ein zartes Kind schlummerte. Auf der bunten, reinlichen Decke lag eine graue Katze, die mich mit ihren grasgrünen Augen neugierig ansah. Die tiefe Stille, die in dem Häuschen herrschte, ward nur durch den Pendelschlag einer kleinen Wanduhr unterbrochen. Wo mochten die Bewohner sein, die sorglos das schlummernde Kind verlassen hatten, als ob sie durchaus das Eindringen ungebetener Gäste nicht fürchteten?

Nachdem ich einige Minuten gelauscht, trat ich an den niedern Zaun, der das Gärtchen einschloß. Da erschien von der entgegengesetzten Seite ein Greis, der einen gefüllten Wassereimer trug. Eine Frau, die einen vier- oder fünfjährigen Knaben an der Hand führte, folgte ihm. Wie das Haus, so verriethen auch die Bewohner große Armuth. Sie waren bäuerisch gekleidet. Ihre Häupter schmückte stark ergrautes Haar. Erstaunt dankten sie auf meinen freundlichen Abendgruß.

„Was steht zu Diensten, Herr?" fragte der Alte mit sonorer Stimme.

„Ich suche den Weg nach Borkheim."

Der Landmann sah mich an. Dann zog er seine Ledermütze und trat dem Zaune näher.

„Von wo kommen Sie?" fragte er.

„Von der Eisenbahn."

„Sie hätten links statt rechts gehen müssen."

„Dachte ich es mir doch! Bezeichnen Sie mir gefälligst den Weg."

„Dann muß ich Sie, damit Sie nicht fehlen, eine Strecke begleiten. Es giebt der Fußpfade so viele in dem Forste, daß Sie leicht auf einen falschen gerathen können."

„Ich werde dankbar sein."

„Julie, begieße die Pflanzen!" sagte der Alte zu

der Frau, die mich mit einer Art Aengstlichkeit betrachtet hatte. „Ich werde bald wieder bei Dir sein.“

Er trat in das Häuschen, aus dem er, angethan mit einer kurzen grauen Jacke, nach zwei Minuten zurückkehrte. Ich grüßte die Frau und folgte meinem Führer, der an dem Saume des Waldes hin ging. Die Art und Weise des Sprechens sowol, als des Benehmens ließ mich, den Beobachter, erkennen, daß ich es nicht mit einem gewöhnlichen Bauer zu thun hatte. Der Mann in der grauen Jacke hatte ein viel zu intelligentes Auge, er sprach ein zu gutes Hochdeutsch, als daß ich ihn zu der Classe niederer Arbeiter zählen konnte, der er, den ärmlichen Verhältnissen nach, doch angehörte. Seine Kleidung war nicht zerlumpt, aber im höchsten Grade dürftig. Das grobe Leinenhemd, das ihm die Brust bedeckte, war schneeweiß. Die Last des Alters mochte ihn drücken, denn es entging mir nicht, daß ihm der Weg sauer ward. Ich begann ein Gespräch mit ihm.

„Ihre Wohnung liegt recht einsam, alter Freund!“

„Wol wahr; aber man muß sich mit dem begnügen, was man eben hat.“

„Sind die kleinen Kinder Ihre Enkel?“

„Ja, Herr, meine lieben Enkel! Ihretwegen wünschte ich mir ein besseres Loos.“

„Kann der Vater nicht sorgen?“

Der Greis schwieg. Nachdem er noch einige Schritte gegangen, blieb er stehen. Er deutete auf einen sehr schmalen Fußweg, der versteckt im Gebüsche begann, so versteckt, daß ihn ein der Gegend Unkundiger nicht gefunden haben würde.

„Auf diesem Pfade, der quer durch den Wald führt, gelangen Sie zu dem Rittergute; er ist der bequemste und kürzeste."

Ich zog meine Börse und wollte dem Alten ein Geldstück geben. Er sah mich mit großen Augen an. Eine Erregung, die sich seiner plötzlich bemächtigt hatte, schien er unterdrücken zu wollen.

„Nehmen Sie für Ihren Dienst!" sagte ich freundlich.

Der Alte streckte die Hand nicht aus; er starrte mich immer noch an.

„Herr," fragte er, „wer sind Sie?"

Ich nannte ihm meinen Namen.

„Von W.?" wiederholte er, fast bestürzt.

„Kennen Sie mich denn?"

„Nein!"

„Wie soll ich mir Ihr Erstaunen erklären?"

„Mir drängte sich eine Vermuthung auf . . . aber ich sehe wol, daß sie unbegründet ist. Leben Sie wohl!"

Der seltsame Alte wollte gehen. Ich ergriff seine

Hand und gab ihm zwei Geldstücke, die er verwundert betrachtete.

„Das ist zu viel, Herr, für den kleinen Dienst!"

„Ich schenke das Geld Ihren Enkeln."

Thränen erschienen in den Augen des Greises, als er ausrief: „Meinen Enkeln!"

Vielleicht mochte er fürchten, daß ich ihn ausforschen wollte; er zog grüßend seine Mütze und entfernte sich. Ich sah ihm so lange nach, bis er hinter einem Strauche verschwand. Diese Scene bestärkte mich in der Annahme, daß der Bewohner des Häuschens nicht das sei, was er zu sein schien. Der einsame Wohnort, die Enkelkinder, die Bildung, die er gezeigt ... Alles gab ihm in meinen Augen einen Nimbus von Romantik, der mich wunderbar reizte. Ich beschloß, ihn später wieder aufzusuchen.

Der Waldweg war köstlich. In langen Zügen athmete ich den frischen Duft, der den Kräutern und Büschen entströmte. Eine rosige Dämmerung erfüllte den Wald; der Gesang der Vögel erklang wie in den Hallen einer Kirche. Nach einer Viertelstunde erreichte ich einen freien Platz, auf dem ein Hirt seine Schafherde weidete. Ich vermuthete, daß er zu dem Rittergute gehöre, und befragte ihn.

„Ja, Herr, die Herde gehört dem Herrn Baron von Eggen.“

„Und der Wald?“

„Ist ebenfalls Besitzthum des Herr Barons.“

Ich brachte das Gespräch auf das Häuschen.

„Ja, das Häuschen gehört dem alten Vater Brandt, das geht dem Rittergute nichts an.“

„Wer ist Vater Brandt?“

„Weiß nicht, Herr! Ich kenne ihn nur dem Namen nach und sehe ihn zuweilen, wenn er Kräuter sucht. Es läßt sich nicht gut mit ihm sprechen; wenn man ihn fragt, antwortet er gar nicht oder grob. Nächsten Herbst werden es zwei Jahre, daß er sich in unserer Gegend angesiedelt hat.“

„Nicht länger?“

„Nein. Niemand von uns weiß, woher er gekommen. Das Häuschen bewohnte früher ein Flurschütz. Vater Brandt hat es von der Dorfgemeinde gekauft, die es nicht länger brauchte. Jetzt beachten wir den wunderlichen Mann nicht mehr, der ein Musicant sein muß.“

„Ein Musicant?“

„Ja, Herr!“

„Woraus schließt Ihr das?“

„Weil er manchmal wunderschön auf seiner Geige

spielt. Die Leute, die vorbeikommen, bleiben dann stehen und horchen. Abends sitzt er gewöhnlich auf der Bank und spielt. Vielleicht will er die Vögel anlocken, um sie einzufangen."

„Der Mann muß sehr arm sein, meine ich."

„Das ist er; aber er bettelt nicht, und Niemand weiß, wovon er lebt."

Der Schäfer entfernte sich, um seine Herde heimzutreiben; ich setzte rüstig meinen Weg fort.

Plötzlich sah ich Borkheim im letzten Glühen der Abendsonne vor mir liegen. Das Herrenhaus mit seinen Thürmchen und langen Fensterreihen ragte stolz über die Nebengebäude empor. Den Hintergrund der pittoresken Landschaft bildee eine mit Wald bekränzte Hügelkette, die sich rechts und links in dunkler Ferne verlor. Ueber eine breite Brücke, welche die Ufer eines Flüßchens verband, gelangte ich in den weiten Schloßhof. Auf dem Perron empfing mich ein Bedienter. Ich übergab ihm meine Karte ... drei Minuten später drückte ich der Schwester den Bruderkuß auf die Lippen. Der Empfang war so herzlich, wie ich ihn nnr immer erwarten konnte. Auch der Baron beeilte sich, mir seine Freude auszudrücken; er schloß mich in die Arme und drückte mich, wie er früher oft gethan, mit Ungestüm an die Brust. Er war derselbe geblieben; die günstige

Umgestaltung der äußern Lage hatte eine Veränderung in ihm nicht hervorgebracht. Denselben Abend noch lernte ich die beiden Töchter des glücklichen Paares kennen: die älteste zählte sieben, die zweite fünf Jahre. Ich bekenne offen, daß ich reizendere Kinder noch nicht gesehen.

„Ich beneide Dich, Theodor!" sagte ich nach der Abendtafel.

„Geht es Dir nicht gut, Andreas" fragte der Gutsbesitzer.

„Bedenke, daß ich ein deutscher Belletrist bin, und Du wirst Dir die Frage selbst beantworten können."

„Wir sprechen später über Deine Zukunft. Gefällt es Dir bei uns, so trennen wir uns nicht wieder. Es soll mich freuen, wenn ich für meinen Schwager etwas thun kann. Deine Schwester Emilie macht mich unaussprechlich glücklich."

„Soll ich der Lehrer Deiner Kinder werden?" fragte ich scherzend.

„Nein, für die Erziehung meiner Kinder ist gesorgt. Morgen Abend trifft eine Gouvernante ein, die, nach den ihr vorangegangenen Empfehlungen, eine in jeder Beziehung musterhafte Erzieherin und Lehrerin sein soll. Suchst Du Thätigkeit, so gehe in mein Büreau; ich vertraue Dir die Rechnungsbücher und die Correspondenzen an. Doch vor der Hand wollen wir der Freude

des Wiedersehens und der Zerstreuung leben . . . wir haben uns ja lange genug eingeschränkt."

„Du bist immer noch der Alte, Theodor!" rief ich bewegt.

„Und Dir gegenüber werde ich es bleiben, so lange ich athme. Du sollst des Glückes theilhaftig werden, das mir ein gütiges Geschick beschieden hat. Man lebt nur halb, wenn man ohne Freunde lebt!"

Dieser Ansicht des Barons pflichtete ich aus vollem Herzen bei, und da mich kein Ort der Erde fesselte, glaubte ich auf Borkheim bald heimisch werden zu können. Um zehn Uhr wies man mir ein schönes, geräumiges Zimmer an. Ich trat an das offene Fenster Ein weiter Park lag vor mir in der magischen Beleuchtung des Vollmondes. Jeder einzelne Baum, jede Strauchgruppe trat deutlich hervor. Und dort, in der Mitte duftender Blumenbeete, schimmerte die Kuppel eines Pavillons. Dicht unter dem Fenster plätscherte melancholisch eine Fontaine, deren Strahl im Mondlicht glitzerte. Es war eie entzückende Landschaft, eine wunderbare Nacht. Kein Geräusch nstörte die hehre Stille, die ring ausgebreitet lag. Ich saß noch lange an dem offenen Fenster, ehe ich mein Lager aufsuchte.

Schon am frühen Morgen war ich im Garten. Meine Schwester, die eine Frühpromenade machte, begegnete mir am Ufer des Flusses, der den Park von den Feldern trennte.

„Wo ist Dein Mann, Emilie?"

„Er schläft noch."

Wir gingen weiter. Ich sprach mich über den vortrefflichen Charakter des Barons aus. Die Baronesse seufzte.

„Was ist das, Emilie?" fragte ich betreten. „Bist Du nicht glücklich?"

„Mein Mann ist gut," antwortete sie hastig; „aber auch, Andreas, maßlos leichtsinnig. Er läßt sich leiten wie ein Kind und ändert seine Ansichten und Vorsätze je nach den augenblicklichen Einflüssen von außen. Besäße er nur die Hälfte Deiner Charakterstärke, er würde der beste Mensch von der Welt sein. Und nun will ich Dir auch gestehen, daß ich auf Deine Anwesenheit einen Plan gebaut habe. Wir haben einen gefährlichen Nachbar, den Grafen von Wendenburg. Du wirst den Mann vielleicht heute noch kennen lernen. Biete Alles auf, Bruder, um Theodor von dem Grafen fern zu halten, der allen sogenannten noblen Passionen unserer Zeit fröhnt. Er ist reich, sehr reich; auf seinem Schlosse, das eine Stunde von Borkheim liegt, werden die üppig=

sten Orgien gefeiert. Ich zittere, so oft eine Einladung von Wendenburg kommt. Wie oft ist mein Mann völlig betrunken heimgekehrt! Ich fürchte, daß das Trinken bei ihm zur Leidenschaft wird."

„Theodor wäre ein Trinker?" rief ich bestürzt.

„Das nicht allein, er ist auch Spieler."

„Mein Gott!"

„Ich habe ihn beim letzten Feste beobachtet, das wir Anstands halber auf Borkheim gegeben. Mein berauschter Mann hat große Summen verspielt. Und wie es hier geht, wird es auch dort gehen. Unter Thränen habe ich ihn beschworen, sich jener Gesellschaft zu entziehen und seiner Familie zu leben, an der er mit ganzer Seele hängt . . . er versprach es; aber der Graf stieß alle guten Vorsätze um. Er scheint eine große Gewalt über meinen schwachen Mann zu üben. Das ist der Kummer, der mich drückt . . . das ist der Gram, der an meinem Herzen nagt!" flüsterte weinend die arme Frau. „Fast möchte ich wünschen, wir hätten den Reichthum, der eine so unglückselige Veränderung bewirkt hat, nie erhalten!"

„Beruhige Dich, Emilie! Noch gebe ich Theodor nicht auf. Eben weil er leicht lenkbar ist, wird er sich dem Bessern zuneigen, wenn man ihm das Schlechte in der wahren Gestalt zeigt."

Wir sprachen noch lange über diesen Punkt, und als mein Schwager zum Frühstück in den Pavillon trat, war ich von den obwaltenden Verhältnissen genau unterrichtet. Was mir abends zuvor entgangen war, bemerkte ich morgens deutlich: der Baron trug bereits die ersten Spuren eines wüsten Lebens. Sein Gesicht war bleich, sein trübes Auge hatte unsichere Blicke, und in seinem ganzen Wesen sprach sich jene Trägheit aus, die der durch Wein hervorgerufenen Erregung folgt. Der bei meiner Ankunft so froh bewegte Mann war heute trüb gestimmt, er lächelte schwerfällig, rauchte viel und sprach wenig. Die Baronesse war die Aufmerksamkeit selbst; sie benahm sich überhaupt mit einem Takt, der ihrer Bildung und ihrem Herzen zugleich Ehre machte. Nach dem Frühstücke brachte man die Kinder. Ich beobachtete Theodor: ein Strahl der Freude blitzte auf seinem Gesicht, er herzte und küßte die reizenden Mädchen und hielt sie auf den Knieen; aber bald übergab er sie der Mutter, die Vaterfreude erlosch wie eine nervöse Erregung, die mit völliger Abspannung endet. Das Uebel hatte doch schon tiefer Wurzel geschlagen, als ich geglaubt. Es bedurfte einer großen Cur, um es auszurotten.

Die Zeit bis zum Mittagessen ward durch einen Spazirritt ausgefüllt. Theodor zeigte mir seine Länder=

eien, die in der üppigsten Pracht standen. Die Ernteaussichten waren vortrefflich. Leider machte ich die Bemerkung, daß der Gutsherr wenig von der Oekonomie verstand. Das war ein böses Zeichen, denn er mußte sich in dieser Beziehung auf fremde Leute verlassen. Welch ein Reichthum war aus dem Forste, aus der Flußfischerei und aus den fetten Feldern zu gewinnen, wenn die Wirthschaft ordentlich betrieben ward. Ich drückte dem Baron meine Bedenken aus.

„Der alte Wirthschaftsinspector ist nicht nur ein tüchtiger, sondern auch ein zuverlässiger Mann, antwortete er. Ich habe ihn mit dem Gute übernommen, das er schon seit zwanzig Jahren verwaltet. Wenn mein Vorgänger ihm volles Vertrauen geschenkt, habe ich wahrlich keinen Grund, ihm zu mißtrauen.

Bei Tische trank der Baron viel Wein. Nun erst ward er, wie ich ihn abends zuvor gesehen; er sprach lebhaft und beschäftigte sich mit seiner Familie. Für mich, den stillen Beobachter, lag etwas Unheimliches in der Fröhlichkeit des armen Mannes.

Man schickte einen Wagen nach der Eisenbahnstation, der die neue Gouvernante und meine Sachen holen sollte.

„Wie heißt die Erzieherin?“ fragte ich meine Schwester.

„Charlotte Brandt. Sie soll eine ausgezeichnete Person sein.“

Der Name fiel mir auf. Ich erinnerte mich bei Nennung desselben an den wunderlichen Alten, der einsam am Walde wohnte und, nach des Schäfers Bericht, die Geige spielen sollte. Hufschläge, die im Hofe hörbar wurden, unterbrachen das Gespräch.

„Der Graf kommt!“ rief der Baron.

Ich trat mit ihm an das Fenster. Ein Reiter stieg von einem prachtvollen Rappen, warf seinem Jockei den Zügel zu und eilte die Freitreppe hinan, indem er uns Grüße zuwinkte. Der Baron ging dem Gaste bis an das Vorzimmer entgegen.

„Nun beginnt meine Pein!“ flüsterte Emilie. „Ich muß dem Manne, den ich hasse, ein freundliches Gesicht zeigen.“

„Ueberwinde Dich, liebe Schwester; wir wollen mit dem Patron schon fertig werden.“

„Das gebe Gott!“

„Sobald ich das Terrain recognoscirt habe, theile ich Dir meinen Angriffsplan mit. Du weißt, ich bin Offizier gewesen.“

Die beiden Männer traten Arm in Arm ein.

Der Graf küßte der Baronesse die Hand. Dann ward ich ihm vorgestellt. Es läßt sich nicht leugnen,

daß sich in jedem Worte, in jeder Bewegung des Gastes der fein gebildete Mann aussprach. Wahrlich, man konnte ihm nicht böse sein, man mußte ihm selbst vertrauen, denn es lag eine treuherzige Offenheit in seinen blassen Zügen, und der weiche Ton seiner Stimme sprach zum Herzen. Sah man es ihm auch an, daß er rasch gelebt, war sein Haar auch bereits fast ergraut, so konnte man ihn immer noch einen schönen Mann nennen. Das Urtheil, das ich mir nach dem ersten Eindruck über ihn bildete, war: er ist wie der Baron, leichtsinnig und schwach, aber gut. Ich stellte indeß dieses Urtheil nicht fest, beschloß vielmehr, vorsichtig zu sondiren. In dem nun folgenden lebhaften Gespräch glaubte ich zu bemerken, daß der Graf zuweilen verstohlen auf meine Schwester blickte, vorzüglich dann, wenn der überlustige Baron eine Ungereimtheit gesagt hatte. Einmal mit Mißtrauen erfüllt, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß Wendenburg, der, wie ich erfuhr, nicht verheirathet war, der Baronesse nachstellte. Ich ging in meinem Pessimismus so weit, daß ich annahm, der Graf beginne damit, den Baron in den Augen seiner Frau lächerlich und verächtlich zu machen. Es ist dies ein Kunstgriff, der bei schwachen Frauen meist seine Wirkung nicht verfehlt.

„Werden Sie lange bei uns bleiben?“ fragte mich

der Graf, nachdem er seine Freude ausgedrückt, mich kennen zu lernen.

Der Baron übernahm die Antwort.

„Mindestens den Sommer!“ rief er heiter. „Das Weitere findet sich. Mein Schwager ist ein Schöngeist, er wird schwer zu fesseln sein. Sie werden mir helfen, lieber Graf!“

Der Graf verneigte sich mit einem feinen Lächeln.

„Ich werde meine schwache Kraft aufbieten. Die alte Wendenburg hat ihre Reize . . . der Schwager meines Nachbars und Freundes wird stets willkommen sein.“

Ich nahm natürlich die Einladung an.

Eine Stunde später meldete ein Diener, daß die Gouvernante angekommen sei. Er überreichte meiner Schwester zugleich eine Karte.

„Man weise der Dame das für sie bestimmte Zimmer an,“ sagte Emilie; „sie mag sich uns vorstellen, sobald sie die Reisetoilette abgelegt.“

Der Gegenstand des Gesprächs ward nun die Gouvernante, die ein berühmter Pädagog vortheilhaft empfohlen hatte. Die Baronesse zählte die angegebenen Fähigkeiten derselben auf und fügte hinzu, daß Mademoiselle Charlotte eine Meisterin auf dem Flügel sei.

„So kann sie heute noch ihre Kunst zeigen!“ rief der Baron. „Dort steht unser vortrefflicher Flügel! Diese

Charlotte muß ja eine wahre Perle sein, selbst wenn sie nur halb den Empfehlungen entspricht, die ihr vorangegangen. Lieber Graf, Sie sind unser Gast bei der Abendtafel und hören später unsere Gouvernante spielen. Die Sache ist neu, darum pikant . . . wir werden ein Concert haben! Unsere gesellschaftlichen Verhältnisse nehmen einen bedeutenden Aufschwung. Du siehst, Schwager, daß wir uns auch auf dem Lande Genüsse bereiten können, deren sich die Städter erfreuen."

Theodor, vom Wein aufgeregt, ging singend durch das Zimmer. Der arme Mann! Er spielte wahrlich jetzt schon eine Rolle, die ans Lächerliche streifte. Der Graf warf wieder einen jener stechenden Blicke, die ich bereits bemerkt hatte, auf meine Schwester.

Kurz vor der Abendtafel ward Charlotte angemeldet. Es bedarf wol der Bemerkung nicht, daß die Spannung eine allgemeine war. Der Graf lächelte, als Theodor ihm die Worte zuflüsterte:

„Ich bin doch neugierig, ob die Gouvernante schön ist!"

Mir gaben diese Worte eine Aufklärung, die mich mit Schrecken erfüllte. Ein Glück, daß die arme Emilie sie nicht gehört hatte.

Charlotte trat ein.

Die Gouvernante war entzückend schön, trotz der einfachen, schlichten Toilette. Sie trug ein Kleid von schwarzer Seide. Man konnte sie nicht mager nennen; aber die Eleganz ihrer Körperformen war so zart, so delicat . . . man verzeihe mir diesen Ausdruck . . . daß Charlotte einem höhern Wesen glich. Ihre großen blauen Augen strahlten in einem matten Glanze, als ob sie leicht verschleiert wären. Ihr Teint war zartweiß, auf den Wangen des ovalen Gesichts zeigte sich eine sanfte Röthe. Das blonde Haar bildete den reizendsten Wellenscheitel, den ich je gesehen. Charlotte verneigte sich mit der zartesten Anmuth, die ein weibliches Wesen zieren kann. Es lag durchaus nichts Gesuchtes in ihrem Benehmen; man sah vielmehr, daß sie bei dem Anblicke der Männer befangen wurde.

Die Baronesse, nicht minder erstaunt als ich, richtete einige freundliche Worte an die Gouvernante.

Theodor stand wie vom Blitz getroffen. Der Graf beobachtete lächelnd bald die Gouvernante, bald die Herrin. In dem kurzen Gespräche, das nun folgte, zeigte sich Charlotte als eine feingebildete Dame; sie sprach bescheiden, aber ohne jene Unterwürfigkeit, die man in der Regel bei Gouvernanten findet. Ihre weiche und doch klangvolle Stimme schmeichelte dem Ohr und gewann das Herz. Mir war seltsam zu Muthe; nie hatte

eine Frau einen ähnlichen Eindruck auf mich ausgeübt. Ich empfand eine Art Mitleiden mit ihr, die in jeder Beziehung für eine untergeordnete Stellung mir zu gut erschien. Man brachte die Kinder, die ihrer Obhut anvertraut werden sollten. Wie eine Mutter sprach sie zu ihnen, und dabei zitterte ihre Stimme, als ob sie gewaltsam eine schmerzliche Erregung niederkämpfte. Sollte der Anblick der lieblichen, unschuldigen Kinder, der jedes Herz erfreute, sie so sehr ergriffen haben?

Sie blieb eine Viertelstunde; dann bat sie um die Erlaubniß, sich in ihr Zimmer zurückziehen zu dürfen, da sie von der Reise völlig erschöpft sei.

Wir waren wieder allein. Das Erscheinen der Gouvernante hatte mich seltsam berührt; nicht ohne Mühe gelang es mir, an der Unterhaltung theilzunehmen, die der Graf als gewandter Mann zu beleben wußte. Nach Tische nahm er Abschied, bestieg sein Pferd und ritt davon. Theodor hatte so viel getrunken, daß er zeitig sein Schlafzimmer aufsuchte.

„Was hältst Du von meinem Manne?" fragte mich die weinende Emilie.

„Ich gebe ihn noch nicht auf, Schwester!"

„Und von dem Grafen?"

„Heute gebe ich kein Urtheil ab . . . gönne mir

Frist! Finde ich, daß er dem Baron gefährlich ist, so werde ich als Dein Bruder reden und handeln."

In den folgenden Tagen sah ich Charlotten nur flüchtig, da sie nicht bei Tisch erschien, sondern mit den Kindern in einem eigenen Zimmer speiste; sie wollte ganz die Pflichten erfüllen, die sie übernommen hatte. Seit meiner Ankunft auf Borkheim hatte ich so verschiedenartige Eindrücke empfangen, daß ich nicht wußte, ob ich heiter oder traurig, zufrieden oder mißvergnügt war. Der Gedanke an meine Schwester stimmte mich trüb, der an Charlotte erfüllte mich mit einem seltenen Gefühle, das einer wehmüthigen Sehnsucht nicht unähnlich war. Ich lebte in einer Art übler Laune, die mir prophezeite, daß meiner Seelenruhe Gefahr drohe. Was sollte ich beginnen, um dieser Gefahr zu entgehen? Die reizende Charlotte wollte mir nicht aus dem Sinn, und je weniger ich sie sah, je mehr beschäftigte sich mein Geist mit ihr. Einst hörte ich, während ich durch den Garten ging, die Töne des Flügels. So spielte eine Meisterin. Es mußte demnach Charlotte sein, deren Virtuosität man gerühmt hatte. Das Spiel meiner Schwester war Stümperei gegen diese Gewandtheit, die ich bewundern mußte. Dann hörte ich einen leisen Gesang ... die Stimme, zart und anmuthig, drang mir tief in die Seele. Ich glaubte zu erkennen, daß die Sängerin

einem schmerzlichen Gefühle Ausdruck gäbe. Wenn Charlotte liebte! dachte ich zitternd. Ich verhehle es nicht, daß mich eine Anwandlung von Eifersucht beschlich. Da war die Gefahr, die mir geahnt: ich begriff, daß Charlotte mir nicht gleichgiltig war. Nun wollte ich die Sängerin sehen. Ich trat an das Fenster, bog die Rebenblätter zurück und lauschte. Der Kopf Charlottens glich dem eines Engels! Ihr zartes Gesicht drückte einen stillen Schmerz aus. Ihr Gesang schwieg . . . die weißen Finger entlockten dem Flügel noch einige kräftige Akkorde, dann war Alles still.

„Bravo!" rief eine Stimme. „Bravo! Das nenne ich Musik."

Es war Theodor's Stimme, der an der Thür gelauscht hatte und nun eintrat.

Charlotte verließ erschreckt ihren Platz.

„Gestaten Sie mir, daß ich Ihnen meine Bewunderung ausdrücke."

Diese Worte sprach Theodor lallend; er befand sich wieder im Zustande der Erregtheit, denn es war gegen Abend.

Die Gouvernante suchte ihm ihre Hand zu entziehen, die er gewaltsam küßte. Nach einiger Anstrengung gelang es ihr.

„Bleiben Sie, mein schönes Kind!"

„Herr Baron!“ rief Charlotte in einem Tone, der tiefe Entrüstung verrieth. „Ich bin die Erzieherin Ihrer Kinder! Vergessen Sie das nicht!“

Dann war sie verschwunden.

Theodor warf sich auf einen der Fauteuils, kreuzte die Arme und starrte düster vor sich hin. Plötzlich zog er heftig die Glocke. „Champagner!“ befahl er dem eintretenden Diener.

Ich wäre zu ihm gegangen, um ihn zu zerstreuen, wenn ich Charlotten nicht gesehen hätte, die durch den Hauptweg des Gartens ging, einen bebuschten Seitenpfad einschlug und verschwand.

Die Verhältnisse wurden mit jedem Tage verwickelter.

Wohin sollte ich mich wenden? Sollte ich den Baron oder sollte ich Charlotten aufsuchen? Ein eigenthümliches Gefühl bestimmte mich, die Gouvernante näher kennen zu lernen. Ich ging tiefer in den Park. Der eingeschlagene Weg führte mich an den Fluß. Der Zufall war mir hold: ich sah Charlotten unter einer Linde sitzen, deren riesige Zweige ein weites Dach bildeten. Sie hielt ein Buch in der Hand, ohne zu lesen. Das Geräusch meiner Schritte schien sie zu erschrecken. So unbefangen als möglich näherte ich mich ihr. Sie war weiß gekleidet, einfach, edel. Ein weißer Strohhut mit

blauem Bande schmückte ihren schönen Kopf. Zwei kaum erblühte Moosrosen vertraten die Stelle der Broche an dem reizenden Busen, der weiß wie Schnee durch den leichten Flor schimmerte. Ich stand wie geblendet vor der Gouvernante, die erröthend ihren Platz verlassen hatte. Meine Befangenheit war so groß, daß ich mit der alltäglichen Frage das Gespräch begann:

„Störe ich, Mademoiselle?"

Sie lächelte gezwungen, indem sie antwortete:

„Ich bin ja nicht beschäftigt!"

Wahrlich, in dieser Antwort lag nicht nur Stolz, sondern auch Klugheit. Vielleicht hätte sie mich abgewiesen, wenn sie beschäftigt gewesen wäre.

„Ich erwarte die Frau Baronesse," fügte sie nach einer Pause hinzu.

Nun bezeichnete ich die Linde als das Lieblingsplätzchen meiner Schwester, denn ich wollte ihr meine Stellung zu der Familie des Barons andeuten.

„Die Wahl dieses Ortes," sagte sie, „zeigt, daß die gnädige Baronesse die Einsamkeit liebt."

„Und sie kann sich nun dieser Neigung um so mehr hingeben, als sie weiß, daß die Erziehung ihrer Kinder darunter nicht leidet."

Charlotte verneigte sich.

„Ihr Vertrauen ehrt mich hoch, gnädiger Herr! Und

da Sie es einmal ausgesprochen, versichere ich, daß es an meinem guten Willen nicht gefehlt hat, wenn ich hinter den Erwartungen zurückbleibe, die Sie an meine Thätigkeit knüpfen. Glauben Sie mir, ich kenne die Wichtigkeit des Amtes, das man mir übertragen."

„Und ich glaube Erfahrung und Scharfblick genug zu besitzen, um behaupten zu können: Demoiselle Brandt wird meiner Schwester eine liebe Freundin sein und ihr Glück bringen."

Sie senkte die langen seidenen Wimpern und blickte vor sich nieder auf das Buch, das sie in der zarten Hand hielt. Nicht Beschämung, wohl aber eine schmerzliche Trauer drückte sich in ihren Zügen aus . . . sie mochte des Barons gedenken, der sich ihr indecent genähert hatte. Ich hütete mich wol, ihr zu erkennen zu geben, daß ich ein versteckter Zeuge jener Scene gewesen, die sie hatte verletzen müssen.

Wir ließen uns auf der Bank nieder.

Ich wählte ein anderes Thema und gab mich ihr als Schriftsteller zu erkennen, um das Vorurtheil zu beseitigen, das der „gnädige Herr" vielleicht erweckt haben konnte. Mir lag daran, eine geistige Annäherung zu bewirken, dann auch war die Eitelkeit auf meine Geistesproducte größer, als die auf den ererbten Adel. Charlotte sah mich erstaunt an. Sie nannte mehrere meiner

Bücher, die sie gelesen hatte. Und als sie mir nun einige Artigkeiten sagte, die ich aus Bescheidenheit nicht wiederholen mag, als sie versicherte, daß ich die Frauen-Charaktere wahr geschildert, hätte ich ihr zu Füßen fallen mögen. Ich begnügte mich, ihr für das schmeichelhafte Lob die Hand zu küssen, die sie mir willig überließ. Nun ward sie gesprächig; jedes ihrer Worte verrieth Geist und Anmuth. Aber es ließ sich auch ein stiller Gram nicht verkennen, den sie zu verbergen bemüht war. Sie sprach davon, daß ihr ein ruhiges Leben mehr zusage, als das geräuschvolle Treiben der großen Welt, und daß Vorkheim der Ort sei, der einem poetischen Gemüthe heilsame Anregung gebe. Diese Unterredung entschied über mich. Charlotte ward der Gegenstand meiner Verehrung und Liebe.

Die Baronesse kam. Sie lächelte mir zu, als ob sie sagen wollte: Hüte Dich, Bruder, die reizende Charlotte könnte Dir gefährlich werden! Zu meiner Freude bemerkte ich, daß Emilie nicht stolz herablassend, sondern mild freundlich die Gouvernante behandelte, die nun ihr Buch öffnete und Matthisson's „Abendgemälde" vortrug. Sie las vortrefflich. Eine Schauspielerin ersten Ranges hätte ihre Aufgabe nicht besser lösen können. Meine Schwester sah mich erstaunt an. Dann reichte sie der Vorleserin die Hand und bat:

„Bleiben Sie recht lange bei mir!“

Jetzt durchrieselte ein leichter Schauder Charlottens Körper. Mir entging dies nicht, da ich den Angriff des Barons auf ihre Person kannte.

„Haben Sie Nachsicht mit mir, gnädige Frau!“ bat sie zitternd. „Ich diene Ihnen ebenso gern, als eifrig ... Ihre Güte thut meinem Herzen wohl!“

Thränen entrangen sich ihrem schönen Auge; sie konnte das überwallende Gefühl nicht länger in sich verschließen.

„Haben Sie traurige Erfahrungen gemacht?“ fragte die Baronesse. „Beklagen Sie irgend einen Verlust?“

„Ich stehe allein, ganz allein in der Welt! Mir ist um's Herz, als ob ich nach langen und heftigen Stürmen ein Asyl gefunden hätte.“

Die Uhr des Gutes schlug Sieben.

„Mich ruft die Pflicht!“ sagte Charlotte. „Gestatten Sie mir, daß ich ihr nachkomme.“

Sie verneigte sich, ohne eine Antwort abzuwarten, und ging.

„Eine seltsame Erscheinung!“ flüsterte Emilie. „Fast möchte ich behaupten, diese Chorlotte gehört dem höhern Stande an.“

„Sie ist ein Engel!“ rief ich begeistert.

„Andreas, sei auf der Hut!“ mahnte die erstaunte Schwester.

„Wenn diese Züge lügen, giebt es kein aufrichtiges Weib.“

„Charlotte kann schon eine Liebe im Herzen tragen. Außerdem, mein Freund, bist Du ein Edelmann . . .“

„Die Liebe, Schwester, kennt keinen Standesunterschied. Du kennst mein Geheimniß; bewahre es!“

Ich führte die Baronesse nach dem Schlosse. Wir betraten den Salon. Theodor lag fest schlafend auf dem Sopha. Vor ihm auf dem Tische stand die leere Champagnerflasche.

„Mein eheliches Glück!“ flüsterte Emilie weinend. „Ach, wären wir arm geblieben!“

Die Baronesse stattete einer Freundin, die auf einem benachbarten Rittergute wohnte, einen Besuch ab. Sie mußte ihn abstatten, wenn sie den Anstand nicht verletzen wollte. Ihre Rückkehr sollte nach 10 Uhr abends erfolgen. Theodor war zu dem Grafen geritten; ich hatte mich geweigert, ihn zu begleiten, da ich mit der Arbeit für ein Journal beschäftigt war, die am folgenden Morgen zur Post befördert werden mußte. Abgespannt legte

ich mich in das Fenster, um die frische Abendluft einzu=athmen. Es war noch Dämmerung. Einzelne Sterne zeigten sich am Firmament und die erste Nachtkühle stellte sich ein. Da hörte ich die leisen Töne des Flügels in dem Salon des Erdgeschosses. Geheimnißvoll, wie das Flüstern einer Geisterstimme, erklangen sie durch den stillen Abend. Ich hatte an Charlotte gedacht; jetzt hörte ich ihr Spiel. Rasch ging ich die Treppe hinab; ich wollte die günstige Gelegenheit zu einer Unterhaltung mit dem Mädchen benutzen, das ich, warum sollte ich es mir verhehlen, liebte.

Leise öffnete ich die Thür. Charlotte saß am Flü=gel. Ihr weißes Kleid schimmerte durch die Dämmer=ung, die in dem Salon herrschte. Deutlich unterschied mein scharfer Blick die schlanke Gestalt. Versunken in jene Träumereien, denen sich die Seele so gern überläßt, weil sie Erinnerungen und Hoffnungen wie flüchtige Wolken an einem bewegten Gewitterhimmel vorüberziehen lassen, mochte Charlotte das Nahen des Abends nicht be=merkt haben. Ihre Finger berührten die Tasten bald in fieberhafter Aufregung, bald in melancholischer Nachlässig=keit. Sie gewahrte nicht, daß ich mich ihr näherte und daß ich einige Schritte vor dem Flügel stehen blieb.

Die Improvisation Charlottens ward immer düsterer; sie ließ die Finger ruhen und stieß einen tiefen Seufzer

aus. Plötzlich, wie von einem Gedanken angeregt, erhob sie sich und wollte hastig das Zimmer verlassen. In der Dunkelheit berührte sie mich, da ich nicht rasch genug ausweichen konnte. Ein Schrei des Schreckens entschlüpfte ihr.

„Wer ist da?“ fragte sie bebend.

Ich nannte ihr meinen Namen.

„Um des Himmelswillen,“ rief ich, „was ist Ihnen geschehen?“

Charlotte schwankte; ich mußte ihren elastischen Körper umschlingen und sie zu dem Sessel am Flügel zurückbringen, auf dem sie sich zitternd niederließ.

Ihr Bemühen, mir zu antworten, war umsonst; sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und begann zu weinen. Ich versuchte sie zu beruhigen und wiederholte meine Fragen.

„Sie, Sie sind es!“ stammelte sie endlich. „Gott sei Dank!“

„Wessen Erscheinen haben Sie gefürchtet?“

Charlotte suchte auszuweichen.

„Eine seltsame Gemüthsstimmung hatte sich meiner bemächtigt . . .“

„Haben Sie Kummer, drückt irgend Etwas Ihr Herz, o, so theilen Sie es mir mit, mir, der ich mit Ihnen leide, wenn ich Sie leiden sehe. Von dem glühen=

den Wunsche beseelt, Ihnen treulich zur Seite zu stehen, wiederhole ich meine Bitte: vertrauen Sie sich mir an."

Ich hatte erregt, leidenschaftlich gesprochen.

„Was wollen Sie sagen?" flüsterte sie verwirrt.

„Sie fühlen sich in unserm Kreise nicht glücklich . . ."

„Gewiß! Gewiß! Man überhäuft mich mit Güte und Milde!"

„Eine schmerzliche Erinnerung verkümmert Ihnen den Genuß, den die Gegenwart bietet."

Sie hatte sich gesammelt; ich sah bei dem Sternenglanze, der durch das Fenster fiel, daß sie die Thränen trocknete und zu lächeln versuchte. Ach, Charlotte war unbeschreiblich schön! Jetzt mußte es zur Erklärung kommen, ich wollte Gewißheit haben um jeden Preis.

„Charlotte," flüsterte ich ihr zu, „eine Ahnung sagt mir, daß Sie von der Höhe des Glücks herabgeschleudert sind in den Strom des gewöhnlichen Lebens, daß Sie gegen die Flut kämpfen, die Sie zu verschlingen droht. Sie haben traurige Erfahrungen gemacht . . . giebt es kein Mittel, Sie zu entschädigen? Vertrauen Sie sich mir an!"

„Ueberlassen Sie mich meinem Schicksal!" bat sie sanft.

„Ihr Gemüth leidet!"

„Ach, ich werde wol nie wieder genesen!"

„Charlotte!“

„Mein Herr! Mein Herr!“ rief sie ängstlich. „Ich bin die Gouvernante Ihrer Schwester.“

„Charlotte, wir kennen uns zwar erst seit kurzer Zeit, aber Sie haben mir eine Achtung abgezwungen, die ich Ihnen laut und überall bezeugen werde. Ich bin frei, bin Herr meiner Handlungen, schulde Niemandem Rechenschaft, als mir selbst . . . ach, Charlotte, es drängt mich, eine Frage an Sie zu richten . . . halten Sie mich nicht für unzart . . . beweinen Sie ein Glück, das Ihnen durch die Treulosigkeit eines Mannes entrissen wurde? Wenn meine Theilnahme an Ihrem Geschick irgend einen Dank verdient, dann, Charlotte, beantworten Sie mit derselben Offenheit meine Frage, mit der ich mich Ihnen genähert habe. Wie sie auch lauten möge, diese Antwort: Sie entreißen mich einem qualvollen Zustande, den Sie, ohne es zu wollen, heraufbeschworen.“

Die Hand Charlottens, die ich in der meinigen hielt, zitterte heftig. Ich drückte sie an meine Lippen.

„Sie setzen voraus,“ flüsterte sie kaum hörbar, „daß ich unglücklich liebe.“

„Ich fürchte es, Charlotte.“

Der peinlichste Augenblick meines Lebens war eingetreten. Ein Glück war es, daß mich Dunkelheit einhüllte,

die Gouvernante hätte sonst die Angst erkennen müssen, die mich folterte. Von ihrem Ausspruche hing das Glück meines Lebens ab. Ich war niedergesunken und wartete. Charlotte zögerte nicht mit der Antwort ... wie ein Hauch quoll es von ihren Lippen:

„Die Liebe hat mir keinen Kummer gemacht ... ich habe noch nie geliebt!“

Ich hätte laut aufjauchzen mögen.

„Charlotte!“ stammelte ich. „Dann kann, dann darf ich hoffen . . .“

„Was? Was?“ fragte sie erschreckt.

„Mir Ihre Gunst zu erwerben.“

Sie begann von Neuem zu weinen unter krampfhaftem Zittern. Leidenschaftlich versicherte ich ihr meine Achtung, gestand ihr meine Liebe, sprach von dem Ideal, das ich in ihr verwirklicht gefunden, und malte die Zukunft mit rosigen Farben. Ich erwartete eine heilsame Wirkung von meinem Geständnisse, ja noch mehr: ich hoffte auf eine günstige Gegenerklärung.

„Das trübe, ich kann sagen, das furchtbare Verhängniß ist nicht müde, mich zu verfolgen!“ sagte sie in verzweiflungsvoller Resignation. Ich beschwöre Sie ... überlassen Sie mich meinem Schicksal! Auch hier sollte ich nicht Ruhe finden ... Sie können noch umkehren, mein Herr ... beklagen Sie mich, aber lieben Sie mich

nicht!" fügte sie hastig hinzu. „Sie dürfen mich nicht lieben ..."

Ich wollte sie unterbrechen.

„Charlotte ..."

„An meine Fersen hat sich das Unglück gekettet, es folgt mir, wohin ich mich wende. Und es ist ein Unglück, daß Sie Gefallen an der Gouvernante finden ..."

„Für mich?"

„Für Sie, mein Herr!" rief sie ernst. „Wenden Sie Ihre Liebe einer Würdigern zu ... Bedenken Sie Ihre Familie ... Ich wäre eine Undankbare, wollte ich eine Neigung aufkeimen lassen, die Jammer in ihrem Gefolge trägt."

„Charlotte, was ist das?" rief ich bestürzt.

Sie erhob sich.

„Wollen Sie," sagte sie weich und bittend, daß die Liebe meinen Jammer nicht vermehre, so betrachten Sie mich als eine Unglückliche, die selbst den Gefühlen ihres Herzens Schweigen gebieten muß. In dieser Erklärung mögen Sie den Beweis finden, daß ich Sie dankbar vor Reue bewahre."

„Charlotte, Sie bergen ein Geheimniß ... vertrauen Sie es mir an!"

„Wäre es mein Eigenthum allein, ich würde nicht zögern."

„Die Hand des starken Mannes wird Sie verthei=digen, wird Sie aufrecht halten in den Stürmen, die Sie umtoben. Zwei Herzen, die sich in Liebe zugethan, können Alles tragen ... und ich habe den Muth und die Kraft, mit Ihnen zu dulden, wenn es die Vorsehung fordert. Vergessen Sie die Vergangenheit; ich werde Sie nie, nie daran erinnern. Die Gegenwart und die Zukunft sei Ihnen Alles. Sie sind noch jung, das Leben liegt wie eine schöne weite Ebene vor Ihnen ... schließen wir auf dem Grabe der Vergangenheit einen Bund ..."

„Ich werde nur im Grabe Ruhe finden," sagte sie tief betrübt. „Das schwache Band, das mich noch an das Leben fesselt, wird bald zerrissen sein."

In dem Hofe ließ sich das Rollen eines Wagens vernehmen.

„Meine Schwester kommt!" rief ich leise. „Char=lotte, soll ich mich ohne Hoffnung von Ihnen trennen? Haben Sie kein Wort des Trostes für mich, der ich nach dieser Unterredung noch unglücklicher bin, als Sie es sind?"

„Sie sind ein Mann, ich bin ein schwaches Weib! Und von dem Manne fordere ich, daß er mein Geständ=niß nie verrathe. Ein Wort kann den Schleier zer=reißen, der über mir und meinem Geschick ausgebreitet

liegt. Beklagen Sie mich, aber überlassen Sie mich meinem Schicksal!"

Charlotte hatte den Salon verlassen.

Mir war, als ob ich aus einem wunderbaren Traume erwacht sei. Das Benehmen Charlottens gab mir reichen Stoff zum Nachdenken. Und doch übte das reizende Wesen einen Zauber auf mich aus, der jeden Argwohn im Keime erstickte. Ich kam mir vor wie ein Fischer, der an dem Abgrunde wacht, in welchem die Sirene ihr Verlockungslied singt ... ich begriff ganz meine Lage; und doch konnte ich es nicht über mich gewinnen, die gefährliche Stellung aufzugeben. Eine rasche Flucht wäre das beste Mittel gewesen, mich der drohenden Gefahr zu entziehen; aber ich konnte mich nicht entfernen, ich blieb wie die Motte, die das versengende Licht umflattert, bis sie ihren Tod findet!

Die Kinder meiner Schwester hingen mit großer Liebe an ihrer Erzieherin, und Charlotte schien diese Liebe auch zu verdienen, denn sie behandelte ihre Zöglinge mit mütterlicher Zärtlichkeit. Den ganzen Tag beschäftigte sie sich mit den Kleinen, und nur wenn sie schliefen, gestattete sich Charlotte Ruhe und Erholung. Sie mied

den Umgang mit uns nicht; aber sie suchte ihn auch nicht. In stiller Freundlichkeit blieb sie in der Gesellschaft, zu der man sie gezogen hatte. Sie ergötzte selbst durch ihr meisterhaftes Spiel auf dem Flügel und sang Lieder, als ob sie dadurch einen Theil ihrer Obliegenheiten erfüllte. Mir gegenüber benahm sie sich mit einer Schüchternheit oder, richtiger gesagt, mit einer Zurückhaltung, die von dem zwischen uns stattgehabten ernsten Gespräche keine Ahnung aufkommen ließ. Traf es sich, daß ich einige Worte allein an sie richten konnte, so antwortete sie mir mit einem wehmüthigen Lächeln, als ob sie bedauerte, Gefühle in mir erweckt zu haben, die sie nicht erwiedern könne. Ach, und ich war glücklich, konnte ich ihre Hand, ihr Kleid, selbst nur ein Buch berühren, in dem sie gelesen hatte. Verliebt war ich mehr als ein Mal gewesen — jetzt liebte ich zum ersten Male. Ich war noch jung genug, um die Wonnen und Leiden einer Neigung zu empfinden, die frei von aller Romantik, mein ganzes Herz erfüllte. An der Seite Charlottens glaubte ich das Glück zu finden, das ich so oft geschildert, so oft beklagt und besungen hatte. Uebrigens gab ich mich der Verzweiflung nicht hin; ich hoffte, wie Jeder, der liebt, alle Hindernisse zu beseitigen, die sich zwischen mich und mein Ziel stellten.

Um diese Zeit mußte ich einer Einladung des

Grafen von Wendenburg folgen, der ich nicht ausweichen konnte. In einer Jagdkalesche fuhr ich mit meinem Schwager nach dem stolzen Edelsitze, der in einem romantischen Thale lag. Die Wendenburg war im Mittelalter erbaut, hatte aber im Laufe der Jahre Veränderungen erlitten, durch die sie einen modernen Comfort und hier und dort eine gewisse Eleganz erhalten, die das Düstere des ursprünglichen Baustyls völlig verwischte. Die Parkanlagen waren unvergleichlich schön. Sie verdankten dem Vater des jetzigen Besitzers ihre Entstehung. Der Graf empfing uns mit einem wahren Jubel. Nach einer ergiebigen Wasserjagd kehrten wir gegen Abend in das Schloß zurück. Ein lucullisches Mahl wartete unser. Wir befanden uns allein in dem Gemache, das zum Speisesaal diente. Die Kerzen brannten hell auf dem Tische, durch das offene Fenster zog die kühle Nachtluft herein. Mein Schwager hatte den feinen Weinen wacker zugesprochen, aber auch der Graf, der sonst so vorsichtige, glühte und sprach lebhaft. Nur ich war auf der Hut gewesen und hatte meine Nüchternheit bewahrt. Man brachte Champagner in Eis. Die Korke flogen knallend an die hohe Decke . . . der französische Wein perlte in den Kelchgläsern vom feinsten Krystall. Ich konnte es nicht verhindern, daß, wie der Graf sich ausdrückte, der Schlummertrank genossen wurde. Man brachte mein Wohl aus.

„Sie bleiben bei uns!“ rief der erregte Graf.

„Vielleicht!“ antwortete ich. „Mein Schwager ist die Gastfreundschaft selbst.“

Der Baron fügte stammelnd hinzu:

„Andreas soll mein Glück mit mir theilen. Es ist wahr, ich habe großes Glück gehabt ... der Verstorbene soll leben!“

„Welchen Verstorbenen meinst Du?“ fragte der Graf.

Theodor, leichenblaß, wiegte sich in seinem Sessel.

„Meinen Vetter, der mir das Rittergut testirt hat.“

„Den Freiherrn von Sander!“ rief lachend der Graf.

„Du trinkst doch mit, Wendenburg? Ich weiß, der wunderliche Alte war Dein Feind ...“

„Der Feind jedes vernünftigen Menschen.“

„Und Du bist vernünftig, das muß Dir der Neid nachrühmen. Du weißt zu leben ...“

„Ich werde auch zu sterben wissen.“

„Wie ein echter Cavalier!“ lachte Theodor.

„Der selige Freiherr hat nur einen klugen Streich in seinem Leben gemacht ...“

„Daß er mich zum Erben eingesetzt?“

„Ganz recht. Darum lebe der todte Freiherr!“

Die Gläser erklangen auf das Wohl des Verstorbenen.

Den beiden bleichen Trinkern gegenüber war mir, ich gestehe es ein, bei diesem Toaste sehr seltsam zu Muthe. Die Situation trug einen eigenthümlichen Charakter. Die Wirkung des genossenen Weines mußte dazu beitragen, daß ich erschrak, als der Graf ausrief:

„Heute ist der erste August! Der Sterbetag des Freiherrn!“

In diesem Augenblicke schlug die Schloßuhr elf. Wir hörten deutlich jeden Ton der schrillenden Glocke.

„Punkt elf Uhr verschied der Freiherr,“ fügte Wendenburg hinzu.

„Er lebe!“ brüllte der berauschte Theodor, leerte das Glas und warf es durchs Fenster.

„Sie waren, Herr Graf, mit dem verstorbenen Freiherrn nicht befreundet?“ fragte ich.

„Nein. Diese Frage beweist, daß Sie den Alten nicht gekannt haben.“

„Ich weiß nur, daß er ein Sonderling gewesen.“

„Ein Sonderling von der abscheulichsten Sorte.“

„Champagner!“ schrie Theodor dazwischen.

Der Graf befahl, neue Flaschen zu bringen. Ich gab zu bedenken, daß des Guten genug geschehen.

„Die Nacht ist noch lang!“ entgegnete der Graf.

„Wenn ich Freunde bewirthe, so bewirthe ich sie als Edelmann.“

Theodor lachte laut auf.

„Schwager, Du mußt Dich an unser Leben gewöhnen . . . einfach, aber solid!“

Ich leitete das Gespräch wieder auf den Freiherrn, indem ich fragte, ob der Verstorbene keine Familie gehabt habe. Der Graf, durch den Wein redselig gemacht, antwortete:

„Wenigstens keine directen Erben. Ah! da schläft der liebe Baron! Mag er schlafen, wir plaudern. Wissen Sie, Freund, daß der Onkel Ihres Schwagers ein ausgemachter Schuft war?“

„Das ist ein harter Ausdruck!“

„Mag sein, aber es ist richtig.“

„Von den Todten soll man als Christ nur Gutes reden.“

„Natürlich, wenn sie Gutes gethan haben. Von dem Freiherrn ist nur Schlechtes bekannt. Ich will Ihnen ein Bubenstück erzählen, das mir gerade einfällt.“

Die Erinnerung hatte den Grafen dermaßen aufgeregt, daß er zitterte. Sein großes Auge glühte wie Kohle in dem bleichen Gesicht; er war ein ganz anderer Mensch geworden.

Indem er sich mit beiden Armen auf den Tisch legte und mich anstarrte, erzählte er:

„Der Freiherr war kurze Zeit mit einer liebenswürdigen Dame verheirathet, mit einem Fräulein v. Borkheim. Ich war noch ein Kind, als die Hochzeit dort drüben glänzend gefeiert ward. Meine Eltern, die zur Hochzeit geladen waren, hatten mich mit sich genommen. Noch sehe ich die reizende Braut, wie sie am Arme des Bräutigams hing und sich küssen ließ. Es war ein schönes Paar! Später hörte ich, daß die junge Frau ihrem Gatten, der ein stattlicher Offizier gewesen, aber nichts als seine Lieutenantsgage und ungeheure Schulden gehabt hatte, das reiche Rittergut als Mitgift zugebracht. Noch mehr: Sander hatte es durch Ränke und Kniffe zu bewirken gewußt, daß die verliebte Frau ihm gerichtlich den Besitz des Gutes zuschrieb, weil ihre Ehe kinderlos blieb. Sie hatte ihm Alles, was sie besaß, abgetreten. Die Frauen sind schwach, wenn sie lieben; sie opfern ihr Gut, sie opfern sich selbst. Nun begann der Freiherr sein wüstes Leben wieder. Er prügelte die Dienstboten und mißhandelte die Gattin. Er trieb es so weit, daß er einen treuen Diener niederschoß, der es wagte, ihm Vorstellungen zu machen. Die Welt weiß, daß er mehr als ein Mal Hand an seine Gattin gelegt.“

„Und der Mörder hat keine Strafe empfangen?“ fragte ich.

„Der Mörder, mein Freund, dem unversehener Weise das Gewehr losgegangen, hat eine unbedeutende Geldbuße erlegt, und die Sache war abgethan. Auf Borkheim sind Dinge geschehen, die sich kaum erzählen lassen. Die unglückliche Frau empfand Furcht vor dem Mörder: ihre Liebe verwandelte sich in Gleichgiltigkeit und Abneigung. Um sich den Mißhandlungen zu entziehen, beantragte sie die Scheidung, die auch stattfand. Von ihrem ganzen Vermögen erhielt sie nichts als eine kleine Jahresrente, die der Baron durch ein Erkenntniß des Gerichts zu zahlen gezwungen wurde. Die geschiedene Freifrau von Sander soll sich später mit einem armen Edelmann verheirathet haben. Auf Borkheim hat man sie nicht wieder gesehen. Der Freiherr, aller Bande ledig, die ihm hätten Rücksichten auferlegen können, führte nun ein zügelloses Leben. Meinen Vater hat er durch einen Prozeß in die Grube gebracht. Ich erbte den Prozeß. Und wie ward er nach langer Zeit entschieden? Durch einen falschen Eid, den mein Gegner schwor. So bin ich um den schönen Eichenforst gekommen, der heute noch zu Borkheim gehört. Und darum war ich der Feind des Freiherrn, darum hasse ich ihn im Grabe noch. Die Reue muß ihn erfaßt haben, als er sein letztes Stünd-

lein nahen fühlte. Er machte ein Testament zu Gunsten seiner Verwandten, um die er sich im Leben nie bekümmert hat. Ihr Schwager, einer der ärmsten, erhielt das Rittergut mit der Bedingung ..."

„Champagner!" lallte Theodor im Schlafe. „Der Reichthum soll leben! Ich zahle nichts ... die Freifrau von Borkheim ist todt ... ich selbst brauche mein Geld! Champagner!"

Der Baron versuchte es, sich aufzurichten, sank aber, schwer wie Blei, in den Sessel zurück.

„Was ist das?" fragte ich bestürzt.

„Nichts, nichts! Der arme Baron hat einen schweren Traum. Er fürchtet stets, sein Vermögen zu verlieren, das ihm wie ein Gewitterregen urplötzlich zugefallen. Lassen Sie ihn schlafen; er hat den Tag vortrefflich gefeiert, der ihn zum reichen Mann gemacht."

Ein Bedienter trat mit der Meldung ein, daß die Baronesse von Eggen einen Boten geschickt habe, der den Baron und mich zur Rückkehr einlade. Der Graf lächelte.

„Ihre verehrte Schwester ist sehr besorgt!" fügte er hinzu.

Ich deutete auf den Schläfer, indem ich fragte:

„Hat sie nicht Grund, Besorgniß zu hegen?"

„Nein! Ein kleiner Rausch bringt keinen Schaden."

„Herr Graf, ich spreche im Namen meiner besorgten Schwester eine Bitte aus.“

„Sprechen Sie, mein Herr!“

„Sie sind ein Freund Theodor's . . .“

„Ein aufrichtiger Freund.“

„Verwenden Sie Ihren Einfluß, daß der Baron sich einer größern Mäßigkeit befleißige.“

Der Graf brach in lautes Lachen aus.

„Fürchtet man,“ rief er, „daß ich den Freund zum Trinken verleite? Die gute Baronesse hat eine schlechte Meinung von mir.“

Plötzlich ward er wieder ernst. Nachdem er einen Gang durch das Zimmer gemacht, blieb er vor mir stehen.“

„Mir scheint, die Frau Baronesse ist über die Gründe im Unklaren, die ihren Gatten veranlassen, sich zuweilen zu betäuben. Ihnen, dem Bruder, will ich eine vertrauliche Mittheilung machen, um meinen guten Ruf zu retten. Der Freifrau von Borkheim ist, wenn sie sich bis zu einem gewissen Termin meldet, ein Legat von fünfzigtausend Thalern ausgesetzt, das Ihr Schwager zu zahlen hat. Der Wirthschafts-Inspector Ilse auf Borkheim, ein Mann aus der Schule des verstorbenen Freiherrn, ist der Testamentsvollstrecker . . . ziehen Sie Ihre Schlüsse.“

Der Graf verneigte sich, rief den Bedienten und befahl ihm, den Wagen vorfahren zu lassen. Das war für mich ein unzweideutiger Wink. Mit Mühe brachte ich den Baron in den Wagen und fuhr mit ihm ab. Eine Stunde später kannte meine Schwester das Geheimniß.

„Theodor wird zahlen!“ sagte sie entschlossen. „Er wird sich einer Verpflichtung nicht entziehen, die ihm heilig sein muß.“

„Hat er nie davon gesprochen?“

„Nie!“

Das war ein neuer Fall, der mich zu ernstem Nachdenken veranlaßte.

Ueber den Charakter des Grafen war ich im Unklaren; ebenso vermochte ich nicht, seine Absichten in Bezug auf den Baron zu erkennen. Die Zeit mußte mir Aufklärung verschaffen. Ich faßte nun den Wirthschafts-Inspector näher ins Auge. Er war ein stiller alter Mann mit grauen Haaren, einem ehrwürdigen Gesicht und ernstem Benehmen. Seine Untergebenen hatten großen Respect vor ihm; aber sie schienen ihn auch gern zu sehen. In allen Zweigen der Gutsverwaltung herrschte eine musterhafte Ordnung, und als ich ihm deshalb

meine Bewunderung ausdrückte, antwortete er gutmüthig lächelnd: „Es ist ja meines Amtes, auf Ordnung zu halten.“ Einige Tage später sondirte ich ihn wegen des Legats. Als er die Richtigkeit desselben nicht in Abrede stellte, bat ich ihn im Namen meiner Schwester um nähern Aufschluß.

„Der verstorbene Freiherr, dem ich lange gedient, war ein seltsamer Mann,“ antwortete er in seiner ruhigen, ernsten Weise. „Darüber, daß er sich gegen seine geschiedene Frau schwer vergangen, herrscht kein Zweifel, und er selbst mag das auch wol in späteren Jahren gefühlt haben. Hätte sich die Freifrau nur nicht so rasch wieder verheirathet, der Freiherr würde sicherlich reumüthig zu ihr zurückgekehrt sein, denn er hatte sie lieb. Und nun verheirathete sie sich mit einem Manne, der nicht des besten Rufes genoß.“

„Wissen Sie,“ fragte ich, „wo sich die Freifrau aufhält?“

„Ich habe nie wieder von ihr gehört, sie ist verschollen.“

„Demnach läßt sich annehmen, daß sie die Testamentsclausel, welche sie betrifft, nicht kennt.“

„So läßt sich mit Gewißheit annehmen.“

„Wie aber kann die Frau Reclamationen anstellen?“

Der Inspector sah mich ernst an.

„Um den Schein von mir abzuwenden, als ob ich ein tückisches Spiel treibe,“ antwortete er, „nenne ich Ihnen den Inhalt jener Testamentsclausel. Sie sagt: „Kehrt die ehemalige Freifrau von Sander, gleichviel unter welchem Namen, nach Borkheim zurück und erklärt, daß ich, der Freiherr von Sander, in der Prozeßangelegenheit gegen den Grafen von Wendenburg die reine Wahrheit beschworen habe, so soll ihr mein Erbe die Summe von fünfzigtausend Thalern zahlen. Es sei dies theils eine Entschädigung für das Gut, das sie mir abgetreten, theils ein Lohn für den wichtigen Dienst, den sie mir durch ihr Zeugniß leistet.“ — „Sie sehen,“ fügte der Inspector hinzu, „daß ich nicht verpflichtet bin, die Freifrau aufzusuchen oder aufzufordern. Indem ich schweige und den Verlauf der Dinge ruhig abwarte, erfülle ich nicht nur eine Pflicht gegen meinen jetzigen Herrn, ich komme auch der Bestimmung des Testamentes getreulich nach, so sonderbar sie auch erscheinen mag. Uebrigens wird der Herr Baron nicht lange mehr in Ungewißheit bleiben, ob er das beträchtliche Capital zu zahlen hat oder nicht.“

„Wie? Was entscheidet?“

„Der fünfzehnte August dieses Jahres. Der Erblasser hat in einem Codicill bestimmt, daß mit Ablauf

des genannten Tages meine Function als Testaments=vollstrecker und die Kraft jener Clausel erlischt."

Der Inspector schützte Geschäfte vor und verließ mich. Unser Gespräch hatte im Park stattgefunden, kaum zehn Schritte von einer dichten Jasminlaube. Ich betrat diese Laube, um ungestört nachzudenken. Da sah ich Charlotten auf der Bank sitzen. Sie bemerkte mich nicht sogleich, denn sie hatte das Gesicht verhüllt und weinte heftig. Ich empfand inniges Mitleid mit der Unglücklichen.

„Charlotte," rief ich überwältigt, „warum meiden Sie die Gesellschaft, warum suchen Sie die Einsamkeit auf, statt sich zu zerstreuen?"

Sie erschrak, trocknete rasch die Thränen und erhob sich. Verwirrt starrte sie mich an.

„Gnädiger Herr, Sie haben mich überrascht . . ."

„Ohne es zu wollen. Charlotte," rief ich und wollte ihre Hand ergreifen, „Sie dürfen mich nicht länger von Ihrem Vertrauen ausschließen. Was immerhin Ihre Brust bedrücken mag . . . theilen Sie es mir mit, denn ich liebe Sie wahr und innig!"

„Nein, nein!" rief sie erschreckt.

„Charlotte!"

„Sie lieben mich nicht, Sie können mich nicht

lieben, und ich, ich darf es nicht dulden! Das ist ein großes Unglück! Meiden Sie mich, hassen Sie mich . . .“

Sie entzog mir heftig ihre Hand. Ihr Gesicht war bleich, ihren schönen Augen entströmte ein fieberhafter Glanz, ihr ganzer Körper bebte. Sie befand sich in einer Aufregung, daß ich sie für irrsinnig hielt.

„Sie sind krank, Charlotte.“

Ein seltsames Lächeln glitt über ihre bleichen Züge.

„Ich bin krank!“ flüsterte sie. „Mein Herz, mein Verstand leidet . . . aber ich werde bald genesen sein, wenn Sie mir Ruhe gönnen.“

„Gestatten Sie mir, daß ich Sie in Ihr Zimmer geleite!“ bat ich.

Es schien, als ob eine schmerzliche Wehmuth sich ihrer bemächtigte. Große Thränen drangen aus dem Himmel ihrer Augen hervor. Ich mußte mit ihr weinen.

„Mein Herr,“ flüsterte sie, und ich erkannte die übergroße Anstrengung, mit der sie sprach, „mein Herr, diesen Abend, wenn ich meine Pflicht erfüllt habe, sehen wir uns.“

„Wo?“

„In dieser Laube. Aber nun lassen Sie ab von mir . . . begleiten Sie mich nicht . . . ich bedarf der Sammlung.“

„Werden Sie auch Wort halten?“

Abgewendeten Gesichts reichte sie mir die bebende Hand und eilte aus der Laube. Bestürzt blieb ich zurück. Die jähe Veränderung in dem Gemüthszustande des armen Mädchens erfüllte mich mit Schrecken. Hatte ich nicht Grund genug zu der Annahme, daß die reizende Charlotte überspannt, wenn nicht gar an einem partiellen Irrsinne leidend sei? Der Abend mußte mir Aufklärung geben. Um die Zeit zu verbringen, holte ich mein Gewehr, ließ der Baronesse sagen, daß ich nicht bei Tische erscheinen würde, und ging auf die Jagd. Es war ein heißer Mittag. Lange durchstreifte ich die Gebüsche am Flußufer. Einige wilde Enten fielen meiner Jagdlust. Nach ungefähr zwei Stunden erreichte ich den Eichenforst, denselben, um den die beiden feindlichen Nachbarn so lange prozessirt hatten. Hier durfte ich mich mit dem Gewehr zeigen, das Revier gehörte zu Borkheim. Ich traf den alten Schäfer wieder, der die freien Waldplätze beweidete. Da fiel mir ein, dem seltsamen Geigenspieler einen Besuch abzustatten. Mir blieb Zeit genug, die Sonne stand noch hoch am Himmel. Der Schäfer beschrieb mir den Weg, den ich langsam verfolgte. Die Kühle des Waldes that mir wohl. Von Zeit zu Zeit ruhte ich auf einem Baumstamme. Plötzlich trat ich aus dem üppigen Unterholze in das Freie ... vor mir lag das Häuschen. Ich schlich an dem

Gartenzaune hin, der nach dem Forste zu eine hohe Hecke bildete. Zwischen den Blättern eines Fliederstrauchs blieb ich stehen, denn ich sah den Alten, der mit seinen Enkelkindern auf der Bank saß. Er war heiter und koste mit ihnen. Kaum sechs bis acht Schritte von ihm entfernt, konnte ich jedes seiner Worte verstehen. Ich ergötzte mich an der wirklich interessanten Scene. Der Alte scherzte, die Kinder lachten und jauchzten. Trotz der Armuth waren die Menschen in ihrer Einsamkeit fröhlich. Schon stand ich im Begriff, mein Versteck zu verlassen, als von der entgegengesetzten Seite eine Dame erschien. Sie ging rasch und achtete der Unebenheiten des Weges nicht. Man sah, daß sie große Eile hatte. In dem Augenblicke, als sie vor dem Bewohner des Waldhäuschens stehen blieb, erkannte ich . . . Charlotten. Der Strohhut, den sie trug, hatte sie mir unkenntlich gemacht. Ihr feines Gesicht glühte vom raschen Gehen; sie mußte sich erholen, ehe sie sprechen konnte. Die Spannung, in der ich das nun folgende Gespräch belauschte, kann ich nicht beschreiben.

„Mein lieber Freund," sagte die athemlose Charlotte, „ich suche den Weg nach der Eisenbahnstation."

Der Greis hatte das Kind, das er auf den Knieen gehalten, zu Boden gesetzt und war aufgestanden.

„Werde Ihnen den Weg zeigen, verehrte Dame.

Nehmen Sie einen Augenblick Platz auf der Bank!" sagte der Greis.

Er wollte in das Häuschen gehen.

„Ich lohne Ihnen den Dienst doppelt, wenn Sie sich beeilen ... Doch, bleiben Sie ... Herr, mein Gott!" rief Charlotte, indem sie auf den Alten zuflog und hastig seine Hände ergriff. Sie starrte ihm in das von der Sonne gebräunte Gesicht.

„Was ist's?"

„Vater! Vater!" schluchzte das junge Mädchen. „Täusche ich mich denn? Umgaukelt mich ein Traum? So reden Sie doch ... Sie sind Herr von Vandemar! Ihre Tochter erkennt Sie, auch unter der Kleidung der Armuth!"

„Charlotte!" rief nun der Greis, indem er die Arme ausbreitete. „Mein Kind, mein liebes Kind!"

Beide hielten sich umschlungen und schluchzten laut. Die Kinder sahen erstaunt der Scene zu. Mir erstarrte das Blut in den Adern. Wer sind die Kinder?" fragte ich mich.

„Wo ist die Mutter?" rief Charlotte, sich losreißend. „Um Gotteswillen, wo ist die Mutter? Sie lebt doch noch? Sie ist doch bei Ihnen? Vater, entreißen Sie mich meiner Qual ... wo ist die Mutter?"

Der Alte deutete mit der bebenden Hand nach der

Hausthür, auf deren Schwelle eine Frau in Bauerkleidern stand. Charlotte schien ihren Augen nicht zu trauen.

„Das wäre? ...“ stammelte sie.

„Deine Mutter!“ versicherte der Greis.

„Charlotte! Charlotte!“ rief in durchdringenden Tönen die alte Frau.

Mutter und Tochter lagen, innig sich umschlungen haltend, auf den Knieen. Beide weinten laut; heftiges Schluchzen vereitelte das Bemühen, zu sprechen. In krampfhafter Bewegung küßten sie sich, sahen sich gegenseitig an und küßten sich wieder. Endlich sprang Charlotte auf. Der Vater, die beiden Kinder führend, trat ihr entgegen. Ein wilder Schmerz zerriß mein Herz ... mir schwand fast die Besinnung. Jetzt glaubte ich mir das Benehmen der reizenden Charlotte, das sie mir gegenüber beobachtet hatte, erklären zu können. Ich mußte mich an einem Zweige festhalten, um nicht zu Boden zu sinken.

„Charlotte,“ sagte der Greis, „hier sind die Kinder.“

„Was für Kinder?“ fragte sie hastig.

„Deiner unglücklichen Schwester Marie.“

Ich konnte einen Schrei der Freude nicht unterdrücken, der sich gewaltsam meiner Brust entrang. Mir war, als ob ein Dolch, der mein Herz zerfleischen sollte, abgewendet sei. Wie ein Trunkener schwankte ich der

Gruppe näher. Charlotte zuckte heftig zusammen. Die Augen des Alten blitzten, indem er rief:

„Wissen Sie nun, was wir sind?"

„Sie haben uns belauscht!" flüsterte Charlotte.

„Ich weiß Alles, ich erkläre mir nun Alles!" rief ich im Uebermaß meiner Freude. „Nicht die Neugierde hat mich getrieben, Ihnen zu folgen; die gütige Vorsehung hat mich geführt. Sie dürfen nicht reisen, Sie bleiben auf Borkheim, das zum Theil Eigenthum Ihrer armen Mutter ist. Weisen Sie mich nicht zurück; meine Liebe zu Ihnen ist dieselbe geblieben . . ."

„Halt!" rief mit Donnerstimme der alte Herr von Vandemar. „Elender, Sie wagen es noch, sich in unsern Kreis zu drängen? Haben Sie nicht genug des Jammers über unsere Familie gebracht? Marie schläft im Grabe, Ihre Treulosigkeit hat sie getödtet!"

Charlotte schrie laut auf. Sie warf sich an die Brust der Mutter, die weinend ihren Arm um sie schlang. Die glühenden Blicke des Alten, den ich für wahnsinnig hielt, schienen mich durchbohren zu wollen.

„Gehen Sie, gehen Sie!" rief er, mir die Büchse entreißend. „Sie haben mir die älteste Tochter geraubt; die zweite wahre ich mir mit der Waffe in der Hand."

Er spannte den Hahn und legte an. Ich wußte, daß die Büchse geladen war.

„Zurück!“ schrie Charlotte, die den Arm des Vaters ergriff. „Begehen Sie nicht einen Mord . . .“

„Hier muß ein Mißverständniß obwalten.“

„Sie sind ein Herr v. W. . . .“

„Andreas v. W.“

„Sie täuschen mich! Adalbert ist Ihr Name.“

Mir fiel es wie Schuppen von den Augen. Adalbert, mein älterer Bruder, hatte ein abenteuerliches Leben geführt und war seit Jahren verschollen. Es war nicht schwer zu beweisen, daß die Treulosigkeit, deren man mich anklagte, auf die Rechnung Adalbert's zu setzen sei, der sich manches schlechten Streiches schuldig gemacht. Mit beredter Zunge führte ich meine Vertheidigung, und als ich auch unumwunden von der testamentarischen Bestimmung des verstorbenen Freiherrn sprach, als ich mich erbot, die Vermittelung zu übernehmen, reichte mir der Alte versöhnt die Hand. „Adalbert, den ich nie gesehen,“ fügte er bewegt hinzu, „mag sich vor seinem Gewissen und dem ewigen Richter rechtfertigen . . . auf Sie, den Bruder, will ich meinen Groll nicht übertragen. Sorgen Sie für die Kinder Ihres Bruders!“ Dann trat er zu seiner Gattin, küßte ihr die Stirn und rief: „Julie, ich habe ja auch nicht immer gut an Dir gehandelt, habe Dir viel, viel abzubitten. Und Du hast das furchtbare

Loos, das ich Dir größtentheils bereitet, mit einer Ergebung getragen, die Dich den Engeln gleichstellt."

Er nahm die Kinder und ging in das Haus. Da stand die einstige Freifrau v. Sander in der ärmlichsten Bauernkleidung, die sonst so hochgepriesene Schönheit.

Welch ein erschreckender Wechsel war mit diesen Menschen und ihren Verhältnissen vorgegangen! Die Erklärung zwischen Charlotte und mir konnte nun nicht schwer werden; sie gestand mir, daß sie mein Gespräch mit dem Inspector belauscht und den Entschluß gefaßt habe, nach der Stadt zu eilen, um in allen ihr zugänglichen Zeitungen eine Aufforderung an Herrn von Vandemar ergehen zu lassen, da keine Zeit mehr zu verlieren sei. Die Stelle als Gouvernante auf Borkheim habe sie angenommen, weil sie geglaubt, für ihre Familie wirken zu können, und vorzüglich für die Mutter, die einst Besitzerin dieses Gutes gewesen sei.

„Warum, Charlotte," fragte ich, „haben Sie mir Ihr Vertrauen nicht geschenkt?"

„Weil ich über Ihre Person nicht im Klaren war. Ich wußte, daß ein Herr v. W. meine Schwester betrogen hatte . . . ach, nun will ich offen, ganz offen sein! Die Liebe zu meiner Mutter, die mit meinem Vater, dem verkannten Schauspieler, das Land durchirrte, gab mir den Muth, zu einer List meine Zuflucht zu nehmen.

Doch," unterbrach sie sich, „ehe ich Alles gestehe, muß ich bekennen, daß ich selbst der Bühne angehört habe. Ich war Sängerin. Als ich fühlte, daß meine Stimme an Frische und Geschmeidigkeit verlor, ließ ich mich bei einem großen Pensionat als Lehrerin engagiren. Da erfuhr ich, daß man auf Vorkheim eine Gouvernante suche. Der Vorsteher des Pensionats, ein guter alter Herr, empfahl mich, als ich ihn darum bat. Ich kenne das Vorurtheil, das man gegen unsern Stand hegt . . ."

„Ich kenne es nicht, Charlotte! Ich weiß nur, daß meine Gefühle für Sie dieselben bleiben, und wenn ich Sie in den traurigsten Verhältnissen angetroffen hätte!"

Sie zuckte freudig zusammen.

„Nun will ich in meinem Bekenntnisse fortfahren. Ich wußte, daß der Erbe von Vorkheim keine Verpflichtungen gegen meine Mutter hatte; aber ich wollte ihn zur Milde stimmen. Der schwache Mann stellte mir nach. Dadurch ward meine Lage gefährlich. Sie näherten sich mir . . . ich empfand ein mir bis dahin unbekanntes Gefühl . . . es war zu spät, als ich Ihren Namen erfuhr . . . der Verdacht kämpfte mit meiner Liebe . . . ich bat Sie, mich zu meiden . . . eine furchtbare Angst folterte mich . . . da hörte ich Ihr Gespräch mit dem Inspector, Flucht schien mir das Räthlichste . . . das Versprechen, Sie diesen Abend zu sehen, gab ich, um

Sie zu täuschen; ich gab es mit schwerem Herzen. Der Gegend unkundig, fragte ich nach der Eisenbahnstation und fand ... meine armen Eltern."

„Charlotte, Gott hat nicht gewollt, daß wir uns trennen!"

„Bleiben wir denn beisammen," sagte sie mit einem himmlischen Lächeln. „Jetzt, da ich weiß, daß Sie es wirklich ehrlich meinen, brauche ich der Stimme meines Herzens nicht Schweigen zu gebieten."

Nachdem ich ihr die Qualen der Ungewißheit und Zweifel geschildert, die ich empfunden, lehnte sie ihr Haupt an meine Brust und flüsterte: „Sind Sie mit der Gewißheit zufrieden?" Ich war der glücklichste Mensch!

In dem Stübchen ward Berathung gehalten und eine Verständigung rasch herbeigeführt. Die Schicksale des Herrn v. Bandemar und seiner Gattin gehören nicht in den Kreis meiner Erzählung, ich übergehe sie. Arm in Arm mit Charlotten kehrte ich nach Borkheim zurück, das wir in der Abenddämmerung erreichten. Ich setzte den Baron und die Baronesse von den Vorgängen in Kenntniß. Das Rechtlichkeitsgefühl Beider sträubte sich gegen den Gedanken, an der armen Freifrau einen Betrug zu verüben. Man ließ den Inspector kommen, der versicherte, daß die testamentarisch bedungene Summe

zu beschaffen sei, ohne das Gut zu belasten. Am folgenden Morgen holte Charlotte in einem Wagen ihre Mutter, die sie mit Kleidern meiner Schwester versehen hatte. Der Inspector erkannte auf den ersten Blick seine frühere Herrin. Im Beisein eines Gerichtsbeamten ward die erforderte Erklärung aufgenommen und die arme Frau bestätigte, sie allein nur konnte es, daß ihr erster Mann die Wahrheit beschworen. Nach dem gerichtlichen Act, als die Frauen sich entfernt hatten, wandte sich der Inspector an den Baron. „Gnädiger Herr," sagte er mit bewegter Stimme, „an dem heutigen Tage scheide ich aus meinem langjährigen Wirkungskreise; ehe ich jedoch scheide, ertheile ich Ihnen den Rath: meiden Sie den Grafen, der nach Ihrem Gute lüstern ist. Er hat Wechsel zu hohem Betrage von Ihnen in Händen . . meine Casse reicht wol aus, sie einzulösen. Der böse Nachbar sucht die Pläne seines Vaters zu verwirklichen, der an der unglücklichen Ehe des Freiherrn v. Sander die Schuld trägt. Die Frau Baronesse ist stärker als die Freifrau . . . mehr brauche ich wol nicht anzudeuten."

Theodor reichte mir beschämt die Hand. Er versprach, dem Rathe des Inspectors zu folgen, forderte aber, daß dieser so lange in seinem Amte bleibe, bis ich fähig sei, das Gut zu verwalten. Der alte Mann gelobte es. An demselben Tage löste ich die Wechsel des

Barons ein und stellte mich dem erstaunten Grafen als den Verlobten des Fräuleins v. Bandemar vor, der Tochter der geschiedenen Freifrau.

„Hat sich die Dame eingefunden?" fragte er verlegen.

„Um meiner Schwester zum warnenden Beispiel zu dienen."

Der Graf hat Borkheim nicht wieder betreten. Charlotte, meine Gattin, beerbte ihre Mutter, die bald darauf starb, und erzieht die Kinder ihrer unglücklichen Schwester. Herr v. Bandemar hilft das Feld bebauen und freut sich seiner Enkel. Mein ganzes Glück auf dieser Erde ist . . . Charlotte.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Barons ein und stellte mich dem erstaunten Grafen als den Verlobten des Fräuleins v. Bandemar vor, der Tochter der geschiedenen Freifrau.

„Hat sich die Dame eingefunden?“ fragte er verlegen.

„Um meiner Schwester zum warnenden Beispiel zu dienen.“

Der Graf hat Borkheim nicht wieder betreten. Charlotte, meine Gattin, beerbte ihre Mutter, die bald darauf starb, und erzieht die Kinder ihrer unglücklichen Schwester. Herr v. Bandemar hilft das Feld bebauen und freut sich seiner Enkel. Mein ganzes Glück auf dieser Erde ist . . . Charlotte.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.